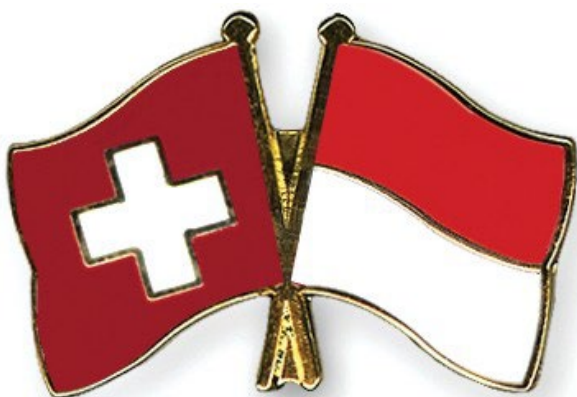


ANDIXVN

Leben in zwei Welten

Christian Urech



Autofiktionaler Roman

Christian Urech
Michael-Maggi-Strasse 14
8046 Zürich
Schweiz
www.chistianuech.com

«Wenn ich in Indonesien bin, möchte ich manchmal lieber in der Schweiz sein. Und wenn ich in der Schweiz bin, habe ich Heimweh nach Indonesien.»
Andi

Prolog

Dies ist die Geschichte von zwei Menschen, die ich sehr gut kenne (und die sich sehr gut kennen). Ursprünglich wollte ich eigentlich nur Andis Weg beschreiben, aber das war nicht möglich, weil für mich die Geschichten von Andi und Max unentflechtbar zusammengehören: wie eine Doppelhelix. Ich kann nicht unbefangen über Andi schreiben, wenn ich die Perspektive von Max nicht einbeziehe und berücksichtige.

Was ist das nun, dieses Buch? Ein Roman? Sicherlich insofern, als Andi und Max und auch alle anderen, die in diesem Buch vorkommen, fiktionale Figuren sind, die so in Wirklichkeit nicht existieren. Eine Mischung aus Biographie und Autobiographie? Ein bisschen stimmt auch das, da die Geschichten in diesem Buch ohne Zweifel vom «wahren Leben» inspiriert sind oder präziser vom «wahren erzählten» Leben, denn das Leben an sich ergibt ja noch keine Geschichte, sondern bloss eine Aneinanderreihung von Zufälligkeiten. Eine Autofiktion, wie der Modebegriff lautet? Von mir aus. Wikipedia umschreibt die literarische Gattung der Autofiktion mit den folgenden Worten:

Serge Doubrovsky beruft sich in seinem Konzept von Autofiktion auf das Bild der Drehtür, das bereits Gérard Genette in seiner Analyse von Marcel Prousts Roman «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» verwendete. {...} Im Gegensatz zum bekannten Drehtür-Effekt beschreibt Genette folgende

Situation: Zwei Menschen drücken im selben Moment in die jeweils entgegengesetzte Richtung derselben Drehtür und hindern sich so gegenseitig am Weiterkommen. Im übertragenen Sinne geschieht dies bei autofiktionalen Texten durch die Kollision zweier Genres. Doubrovsky greift die von Philippe Lejeune geprägten Begriffe des autobiografischen und des fiktionalen Pakts auf, die zueinander im Widerspruch stehen. In einem autofiktionalen Text ist die Leserschaft gezwungen, beide Pakte zu schliessen, und findet sich damit unweigerlich in einer geschlossenen Drehtür wieder, aus der sie nicht ausbrechen kann. {...} Auch für die französische Literaturwissenschaftlerin Marie Darrieussecq ist der autofiktionale Text «immer mit Ambiguität behaftet», da der Leser «nicht die Möglichkeit (hat), den Text widerspruchsfrei gemäss einem der beiden Pakte zu lesen».(...) Im Gegensatz zu Doubrovsky sieht sie die Autofiktion jedoch nicht als besondere Art autobiographischen Schreibens, sondern als eigenständige literarische Gattung.

Autofiktion ist also eine Mischung aus Bekenntnis und Erfindung – was den Charakter dieses Buchs, wie ich finde, ziemlich gut umschreibt. Bekenntnis und Erfindung stehen im Widerspruch zueinander, so viel habe ich begriffen – oder es scheint zumindest so. Aber, liebe Leserin, lieber Leser, so ist es nicht. Bekenntnis *ist* Erfindung, und Erfindung ist Bekenntnis – jede Romanschriftstellerin, jeder Biograph, ja sogar jede Historikerin und jeder Historiker, die oder der es ernst meint, wird dies bestätigen. Ich bitte Sie deshalb, davon abzusehen, herausfinden zu wollen, was an dem Text «wahr» und was der Fantasie entsprungen ist. Letztlich ist alles, was in Sprache gegossen wird, «erfunden»; und was ist Wahrheit? Die Wahrheit zu erreichen und dadurch ein Gefühl der Gewissheit zu erlangen, erfordert klare Kriterien der Abgrenzung von wahr und falsch. Diese klare Abgrenzung mag in der Wissenschaft und, aufs Pragmatische hin angelegt, im Recht gelten, in der Literatur gibt es sie nicht. Im Literarischen, wage ich zu behaupten,

gibt es keine Objektivität, nur einen selbstherrlichen subjektiven Geist, der von einer geradezu monarchisch zu nennenden Höhe herab völlig autonom bestimmt, was Wahrheit ist oder vielmehr zu sein hat oder sein darf. Das Literarische ist das Reich des moralisch Uneindeutigen, Undeutlichen, Zwielfichtigen, Ambivalenten und Verschwommenen. In der Literatur gibt es überhaupt keine Eindeutigkeiten, nicht Schwarz und Weiss, sondern lauter Grautöne und das ganze Farbspektrum dazwischen (oder von mir aus auch daneben oder dahinter oder davor – mein Gott, ich bin nun mal kein naturwissenschaftliches Talent!).

Die Aufgabe von Literatur sei es, einen alternativen Blick auf die vertraute Wirklichkeit zu werfen, sagt der Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch (Literaturwissenschaftler, aha und oho; diese Bezeichnung verdient es, als eine Möglichkeit bezeichnet zu werden, etwas Unpräzises mit respektabler Gewissheit zu adeln). Auch autofiktionale Literatur huldigt diesem Zweck – mit dem Zusatz, der Leserin, dem Leser «erlesene Nähe» zu ermöglichen. Unter dem Titel «Geplagt von der Wahrheit» schreibt Samuel Hamen in einem Essay in der «Zeit»:

In Umbruchzeiten wird nun mal gerne geschmust und paktiert. Die Digitalität lässt uns nach mehr Realität lechzen, die wir auch in Romanen einfordern. (...) Das Unverhohlene wird zur begehrten Rarität, das Tatsächliche, ein Wert, der im fortschreitenden Medienzeitalter bedrohter erscheint, zur knappen Ressource. In einer merkwürdig hilflosen Bewegung wendet man sich auch der Literatur zu, einem Bereich, der doch seit jeher ein Raum der Virtualität, der Verschleierung und des Uneigentlichen ist. Und doch schreiben viele Autoren fleissig Buch um Buch, um die neue Lust der Eigentlichkeit zu befriedigen.

In seinem Abschlussband der «Min kamp»-Reihe, auf Deutsch «Kämpfen» betitelt, schreibt Klaus-Ove Knausgård:

«Wenn es so ist, dass alles entweder Fiktion ist oder als Fiktion gesehen wird, kann die Aufgabe des Romanciers nicht länger darin bestehen, weitere Fiktionen zu schreiben.»

Ich bin nicht ganz einverstanden mit Knausgård, den ich sehr schätze, oder vielmehr ganz und gar nicht einverstanden mit ihm; und ich glaube, dem norwegischen Dichter ist es selbst nicht ganz ernst mit dieser Aussage, sind seine beiden nächsten Bücher «Der Morgenstern» und «Die Wölfe aus dem Wald der Ewigkeit» doch reinste Fiktion. Es gibt keine Texte ohne Fiktion. Das «Authentische» in Romanen ist ebenfalls oder erst recht fiktional.

1

Ankunft

Da steht er nun also – mitten im Getümmel des Hauptbahnhofs Zürich. Rush Hour, Zehntausende von Reisenden – die meisten von ihnen Pendler, die in der schweizerischen Wirtschaftsmetropole arbeiten, um irgendwo in der Agglomeration (so nennt man in der Schweiz das nähere Umfeld der Städte, halb urban und halb ländlich oder vielmehr weder noch) zu ihren Familien oder in ihre Singlehaushalte zurückzukehren, aber auch Touristen, Geschäftsreisende, irgendwelche Herumlungerer, die sich vom Aufenthalt im Bahnhof irgendetwas erhoffen... Die meisten gestresst im Stehschritt, andere mit lauernden oder erloschenen Blicken, fast alle schweigsam, nur die neutrale weibliche Stimme der Zugsdurchsage ist zu hören, sie verkündet in einer Sprache, die er nicht versteht, laufend Verspätungsmeldungen, Gleisänderungen oder Zugausfälle. Er nimmt ein Gemisch aus sich widersprechenden Gefühlen in seinem Innern wahr: Erleichterung, dass

er die lange Bahnfahrt endlich hinter sich gebracht hat, Ängstlichkeit angesichts der fremden Umgebung, Hoffnung, hier in Zürich auf indonesische Freunde zu treffen, aber auch eine Mischung aus resignativem Sich-Schicken in das Unvermeidbare, das kommen wird, und der leisen Hoffnung, dass Allah ihm den rechten Weg zum Glück weisen wird, wie Er es schon so oft auf seinem wechselhaften Schicksalsweg getan hat. Allerdings würde er feststellen, wenn er in sich horchen würde (und vielleicht tut er das ja auch), dass eine zittrige Ängstlichkeit in diesem Gefühlsdurcheinander die anderen Emotionen im Moment überwiegt. Er hat Hunger, er hat nur eine dünne Jacke an und friert – es ist anfangs Oktober, man misst um diese Zeit noch 12 Grad in der Stadt. Die Fahrt von Amsterdam hat genau acht Stunden und 44 Minuten gedauert, Abfahrt Amsterdam-Centraal um 8.24 Uhr, Ankunft in Zürich HB um 16 Uhr 52, umsteigen in Köln und Basel inklusive. Er hat das günstigste Ticket gewählt, so hat er sich immerhin noch ein Käsesandwich und ein Wasser für unterwegs leisten können. Das Geld hat er sich von einem indonesischen Freund in Amsterdam ausgeliehen – er ist ja Hals über Kopf aus dem Haus des Dentisten in Amersford geflohen, nur gerade mit ein paar Gulden für das Ticket nach Amsterdam in der Tasche. Der Dentist, der ihn am Schluss wie einen Gefangenen oder einen Sklaven gehalten hat, hat ja sein Flugticket unter Verschluss gehalten und Andis Pass bei dem Bekannten in Amsterdam deponiert, bei dem wiederum der indonesische Freund von Andi wohnt.

Und nun ist er also hier eingetroffen, in einem Land, das sich «Schweiz» nennt und ihm vollkommen unbekannt ist. Er hat die Telefonnummer von Anto, einem Bekannten aus Bali, auf einem Zettel in der Jackentasche, in krakeligen Zahlen hingekritzelt, er hofft, dass die Nummer auch stimmt. Er sucht nach einem Münztelefon. Es gibt zu dieser Zeit schon Handys, man erinnert sich vielleicht an das Nokia 3310, das mit dem kleinen Display und den zwei verpixelten Händen, die sich aufeinander zu bewegen, aber Andi hat auf jeden Fall noch kein Handy, ein solches hat ihm der geizige Dentist nicht kaufen wollen. Er steht also vor dem Münztelefon und stellt fest, dass er keine Münzen in seinen Taschen hat, ein paar nutzlose Gulden zwar, aber kein Schweizer Münz, auch keine Telefonkarte natürlich. Was tun? Andi ist ein sehr scheuer Mensch mit wenig Selbstvertrauen, das hat mit seiner Geschichte zu tun, und er tut sich äusserst schwer damit, auf Leute zuzugehen, und erst recht damit, jemanden anzubetteln. Ein bitterer Geschmack ist in seinem Mund. Aber er muss es tun! Er schaut sich um. Unter dem blauen Würfel, der von der Decke der Bahnhofshalle hängt und auf dem vier weisse Pfeile auf einen weissen Punkt in der Mitte zeigen, steht ein brauner Mann, ebenfalls ein Ausländer, wie Andi vermutet, und er rechnet sich aus, dass er vielleicht grössere Chancen hat, von diesem eine Münze zu erhalten, als von einem Bule, einem Weissen, einem Einheimischen, von denen er ja schon in Holland erfahren hat, dass manche von ihnen äussert geizig und ablehnend Fremden gegenüber eingestellt sind. Also nimmt er all seinen Mut zusammen und spricht den Mann, der etwa dreissig sein mag, an. Er, Andi, ist im letzten März 33 geworden, sieht aber viel

jünger aus. Er ist etwa einen Meter 65 gross, sehr mager, um nicht zu sagen spindeldürr, sehr zierlich, mit feingliedrigen Händen und einem schön geformten Gesicht, das eine Mischung aus Verletzlichkeit und Willensstärke ausdrückt, relativ hellhäutig für einen Indonesier, gelblicher Teint, mit wildem Kraushaar auf dem Kopf, das ihm auf alle Seiten absteht. «Excuse me, sir», spricht er den Mann an, der vielleicht ein Türke ist, oder ein Araber, «can you please give me a coin, I urgently have to make a phone-call.» Der Mann wirft einen Blick auf Andi und lächelt. «Bist du neu hier in Zürich? Pass auf, Zürich ist eine der teuersten Städte der Welt. Ohne Geld bist du aufgeschmissen hier. But of course I can give you a coin», sagt er, «no problem», und gibt ihm ein Ein-Franken-Stück. «Oh, thank you, sir, thank you very much!», sagt Andi und seine Augen leuchten zum ersten Mal seit langem wieder einmal auf.

2

Easy Money

Er hat Glück, nach dem vierten oder fünften Mal Klingeln nimmt jemand den Anruf entgegen. «Hallo», ruft Andi aufgeregt ins Telefon, «bist du das, Anto? Assalamaleikum! Om suasiastu!» – «Ya ampun!», erwidert Anto. «Bist du es, Andi? Wo bist du?» – «Ich bin in Zürich, am Bahnhof! Ja, ich bin aus Holland abgehauen. Ich muss dir ganz viel erzählen! Kannst du mich am Bahnhof abholen? Ich kenne mich hier überhaupt nicht aus, und ausserdem habe ich gar kein Geld mehr.» – «Das ist doch klar, Bruder! Wo genau bist du im Hauptbahnhof? Bleib da, wo du bist, ich bin in einer Viertelstunde bei dir!»

Eine halbe Stunde später sitzt Andi zusammen mit Anto und anderen Indonesiern – Manto, Kentut, Andre, Oki –, die in der Schweiz leben, in einem Einzimmerapartment an der Spitalgasse im Niederdorf. Natürlich muss jetzt zuerst mal zusammen gegessen werden – es gibt Jeker Setan, Hühner-

füsse an einer teuflisch scharfen Sauce, ebenfalls gut gewürzten Wasserspinat und natürlich Reis – und die Gespräche drehen sich zunächst um Banalitäten, das kalte Wetter in Zürich, neue Modetrends, indonesische Dangdut-Sängerinnen, Klatsch. Im Hintergrund läuft der Song «Dia Lelaki Aku Lelaki» («Er ist ein Mann und ich bin ein Mann») von Iman S. Arifin. «Wie soll es denn jetzt mit mir weitergehen», fragt Andi, ernst werdend, «wie komme ich hier zu Geld? Und wo soll ich wohnen?» Er hat den anderen inzwischen die Gründe für seine überstürzte Abreise aus Holland geschildert. Den holländischen Zahnarzt habe er schon 1998 kennengelernt, in Bali, und der habe sich in ihn verliebt. Über drei Jahre seien sie zwei- oder dreimal pro Jahr während der Ferien des Dentisten in Bali zusammen gewesen und der schnauzbärtige Zahnarzt habe ihn auch während des restlichen Jahres finanziell unterstützt. Der sei ganz nett gewesen, grosszügig, auch wenn er ihn aus einem Adidas-Tick heraus immer in Adidas-Klamotten gesteckt habe – es habe zwingend diese Marke sein müssen –, weil der das so unheimlich erotisch finde. Dann habe der Zahnarzt ihn nach Amersfoort eingeladen, wo sich seine Praxis und Wohnung befänden, 40 Kilometer südöstlich von Amsterdam. In Holland habe Andi erstens festgestellt, dass der Mann sehr reich sei – er besitze ein grosses schönes Haus und habe in der Doppelgarage zwei Luxuswagen stehen –, aber auch, dass sein Verhalten ganz seltsam geworden sei. Er habe sich plötzlich geizig gezeigt und Andi zunehmend wie einen Gefangenen gehalten. Er sei noch ungeoutet gewesen und habe die Anwesenheit von Andi seiner Umgebung verheimlichen wollen. Deshalb ist Andi manchmal in ein Zimmer eingeschlossen worden, wo

er sogar seine Notdurft in einen Nachttopf verrichten musste. Er habe weder von den Patienten noch von privaten Besuchenden gesehen werden dürfen, und auf der Strasse habe er mehrere Meter hinter dem Zahnarzt gehen müssen. Und der Zahnarzt habe, wie gesagt, seine, Andis, Papiere weggeschlossen, seinen Pass bei dem Partner seines Kumpels deponiert und das Flugticket beschlagnahmt. Das habe Andi schliesslich nicht mehr ausgehalten, und jetzt sei er halt hier. «Du kannst bei mir schlafen, bis du etwas Eigenes gefunden hast oder bei jemandem unterschlüpfen kannst», sagt Anto, «oder du schläfst mal bei diesem oder bei jenem Bruder. Und wo es viel Geld gibt, kann man auch viel Geld verdienen. Schau dir Kentut an, der hat im letzten Monat 10'000 Franken nach Hause schicken können.» – «Und wie soll das gehen?», fragt Andi ein bisschen naiv, obwohl er die Antwort darauf bereits ahnt. «Wir alle haben Sex mit Männern, die dafür gut bezahlen, 300 für eine Stunde und 500, 600, 700 für eine ganze Nacht. Manche bezahlen auch sehr gut. Es gibt einen Kakek, einen Grossvater im Kanton Aargau, der besitzt ein Schloss und ist steinreich, wir nennen ihn auch den König der Schweiz. Der lädt jeweils drei, vier von uns aufs Mal zu sich ein und zahlt jedem tausend Franken. Und wir müssen gar nicht viel dafür tun, da er ihn – «ihn». du verstehst – nicht mehr hochbringt, bloss ein bisschen streicheln und schmusen und ihm die Eier kraulen. Klar, es ist ein bisschen unheimlich da im Schloss, weil es spukt. Weisst du, manche Bules sind ganz verrückt nach exotischen Körpern.» – «Ich soll mich also prostituieren... Aber ich habe das noch nie gemacht! Ausserdem bin ich doch dafür schon zu alt.» – «Quatsch, du siehst doch viel jünger aus. Du

gehst glatt als Zwanzigjähriger durch. Wir werden dir heute Abend zeigen, wie das geht.»

Die Bar heisst «Karussell» und ist die Stricherbar in Zürich. Wir befinden uns noch im Zeitalter vor Planet Romeo oder anderen schwulen Online-Kontaktbörsen. Man sucht und trifft sich also noch in Bars, Discos, Parks und Toiletten. Es gibt den «Barfüsser», eine Lederbar, die älteste Schwulenbar Europas, bereits 1956 eröffnet. Es gibt das T&M. Als Namengeber der Disco fungieren die beiden Dragqueens Tamara und Marisa. Für die Zürcher Schwulen hat die Eröffnung dieses Ladens eine lang ersehnte Befreiung gebracht: Endlich haben sie ein gross-zügiges Refugium, ein bunt dekoriertes Flaggschiff. Die Dragqueen-Shows sind inzwischen sehr bekannt. Zürich, die Schwulenhauptstadt von Europa, lautet damals die etwas gar zu selbstbewusste Einschätzung der einheimischen Szene. Wie dem auch sei: Gerade in einer Zeit, in der noch längst nicht alle Schwulen geoutet sind, ist das T&M ein sicherer Hafen. Seit 1999 gibt es im oberen Stock noch das Aaah!, das primär als Darkroom funktioniert: Man kann sich nun im T&M kennenlernen und im Aaah! dann gleich zum Akt kommen. Es gibt das «Laby», nicht exklusiv schwul, aber sehr populär bei jungen und auch älteren Schwulen, die sich noch im Widerstand gegen ihr Älterwerden befinden und die eine Nacht oder auch länger – Stichwort After-Hour-Partys – durchtanzen wollen, natürlich mit dem richtigen Treibstoff im Hirn, es gibt das «Aera», wo es gern zu «zärtlichen Begegnungen» der gröberen Art kommt, es gibt die schwulen Saunas, das «Paragonya» mit Jünglingen, die auf zahlende Kundschaft warten, oder das «Moustache»,

wo es (meistens) zum Ver-kehr kommt, ohne dass Geldscheine die Taschen wechseln.

Und dies ist also das «Karussell», die bekannteste Stricherbar von Zürich. Vom Central sind es nur wenige Gehminuten zur Spitalgasse und man steckt mitten im Getümmel der Bar: viele Strichjungen aus allen möglichen Ländern mit Schwerpunkt Osteuropa, Brasilien, Südostasien. Freier aus allen Altersklassen und Sozialschichten. Dichter Nebel im Lokal, erst in zehn Jahren wird man an solchen Orten nicht mehr rauchen dürfen. Popmusik, Stimmengewirr, eine Mischung aus Alkohol-, Schweiss-, Tabak- und Parfumdüften in der Luft, dazu eine Prise nasser Hund. Unsere Jungs drängen sich in der Ecke neben dem Eingang auf die Barhocker. Es ist noch relativ früh, 21 Uhr, also kann man sich im Lokal zumindest noch bewegen. Die Jungs bestellen sich Gin Tonic.

«Schau mal, der dort, der smilet dich die ganze Zeit an, der will dich», sagt Oki und will Andi dazu bewegen, zu dem Typen hinzugehen. Das Alter von Bules ist schwer einzuschätzen, sie sehen, im Gegensatz zu vielen Südasiaten, meist älter aus, als sie es an Jahren sind. Von dem hier sieht er den runden Kopf mit den kurzen grauen Haaren, der zweifellos etwas übergewichtig ist und nicht sehr gepflegt wirkt. Aber er hat ein sympathisches, fast scheues, aber auch verschmitztes Lächeln und, soweit man das aus der Distanz erkennen kann, gutmütige graublaue Augen.

Trotzdem, Andi will nicht. Es ist nicht sein Ding, auf fremde Leute zuzugehen. Andererseits ist seine Situation nicht so, dass er gross die Wahl hätte. Er braucht dringend Geld, und der Bule, das haben ihm seine Kumpel ver-sichert, wird ihm Geld geben, wenn er dafür Sex bekommt. Schliesslich steht Andi doch auf, um an dem Fremden vorbei in Richtung Toilette zu gehen. Während er das tut, legt er dem Fremden leicht die Hand auf die Schulter und sagt leise: «Hi.» Um dann sofort schnell weiterzugehen, noch ehe der Fremde reagieren kann. Aber damit ist das Eis gebrochen, der Fremde, der wohl auch nicht der gebo-rene Draufgänger ist, aber doch einiges an Erfahrung im Anbahnen solcher «Geschäfte» haben dürfte, packt ihn, als er von der Toilette zurückkommt, leicht am Arm und sagt: «Hallo, can I invite you to have a drink with me?» Andi stellt sich, immer noch zögernd, neben den Fremden auf seinem Barhocker. «What ist your name?» – «I am Andi. And who are you?» – «I am Max. I live in Zürich. And you, where do you come from?» – «I am from Indonesia.» – «From Indonesia?» Der Fremde scheint ganz aufgeregt, erfreut. «I thought so. You're sitting with your friends?» – «Yaa, but I am new here, I come from Amsterdam today.» – «You have to tell me later about it. What do you like to drink?» – Andi, der sonst eigentlich keinen Alkohol trinkt, deutet auf das Glas von Max. «I take the same.» Nach einigem Geplauder fragt Max Andi: «You come with me to my home?» Andi antwortet mit einer leisen, fast flüsternd geäusserten Gegenfrage: «Money?» Ja, sicher er werde ihm Geld geben, 300 Franken, ob das okay sei, antwortet Max viel zu laut, was Andi noch verlegener macht. «I have no money», murmelt er in sich hinein, «I am very poor.»

Der Fremde hat kein Auto, sondern ist mit dem Fahrrad hier – in Indonesien ein untrügliches Zeichen von mangelndem Wohlstand – und sieht auch sonst nicht aus wie ein reicher Mann, seine Kleidung ist nicht sehr gepflegt, er trägt eine schlecht sitzende Jeans, ein ungebügeltes Hemd und einen löchrigen Pullover, aber er hat ihm immerhin 300 Franken versprochen. Unter einem Vorwand geht Andi zu seinen Kollegen zurück und unterhält sich leise auf Indonesisch mit ihnen. «Kann ich diesem Bule vertrauen? Wird er mir das Geld auch wirklich geben?» – «Ja, der sieht nicht reich aus und ist es wohl auch nicht, aber in der Schweiz können auch solche, die nicht reich sind, 300 Franken für eine Shorttime bezahlen. Wie gesagt, das ist ein reiches Land und nicht mit Indonesien zu vergleichen. Die Armen hier würden in Indonesien bereits zu den Wohlhabenden zählen. Der hier war schon oft mit Indonesiern zusammen, er ist ganz nett und zahlt dir das Geld ganz sicher.»

Wenig später sitzen sie zusammen im Tram, der Bule hat sein Velo («my Bentley, haha») in der Nähe der Stricherbar stehen gelassen. Auch die Wohnung, in die ihn der Fremde führt, sieht nicht nach Wohlstand aus: Das Haus ist alt und die Wände würden dringend einen Anstrich gebrauchen, das Mobiliar ist zusammengewürfelt und sieht aus wie aus dem Brockenhaus, in der Küche steht ein alter Gasherd und gründlich geputzt wurde wohl auch schon länger nicht mehr. Andi ist sehr reinlich und hasst üble Gerüche – er hat eine feine Nase – und in dieser Wohnung riecht es definitiv nicht besonders gut, nach erkaltetem Zigarettenrauch und ungewaschenen Socken. Max öffnet eine Flasche Wein, sie

rauchen. Sie beginnen, sich vorsichtig gegenseitig aus ihrem Leben zu erzählen, das ist ganz nett, Andi fühlt sich zunehmend wohler zusammen mit Max. Max geht dann duschen, worüber Andi sehr froh ist, mit einem ungeduschten Bule Sex zu haben, darauf hat er wirklich keinen Bock. Als sie dann «zur Sache kommen», ist es ebenfalls ganz angenehm. Der Bule verlangt nichts von Andi, was dieser nicht will – Andi will zum Beispiel auf keinen Fall gebumst werden –, der Fremde ist überhaupt nicht grob, sondern überraschend zärtlich. Und er bezahlt sogar mehr, als vereinbart war. Als Andi geht, will Max unbedingt seine Telefonnummer haben. Er will Andi unbedingt wiedersehen, was diesem natürlich nur recht ist.

3

Frischfleisch

Am Ende der zehn Tage in der Schweiz, die die Aufenthaltserlaubnis Andi zugesteht, stellt er etwas erstaunt und fast erschrocken fest, dass er in dieser kurzen Zeit fast 4000 Franken verdient hat. Das war anstrengend und mitunter frustrierend, aber er hat «seine Sache» offenbar gut gemacht, ausserdem ist er hier «Frischfleisch», ein neues Gesicht und ein neuer Körper, und das ist für die Freier immer von besonderem Reiz. Auch Max hat er einige Male besucht, und dieser hat ihm bereits nach dem dritten oder vierten Treffen gesagt, dass er ihn liebt. Das ist Andi zwar recht, das heisst es kommt ihm gelegen, aber er findet es auch verrückt. Er ist, was die Liebe betrifft, sehr misstrauisch geworden. Dass man sich liebt, kann man doch erst sagen, wenn man die Bewährungsprobe bestanden hat, also allenfalls nach Jahren. Liebe bedeutet für Andi eine unverbrüchliche Loyalität, bewährtes Vertrauen, gegenseitige Fürsorge, füreinander Dasein in guten und schlechten Zeiten...

Max verwechselt offenbar Verliebtsein mit Liebe. Dass sich Andi auf die Liebesangebote von Bules ein paar Mal einzulassen versucht hat, hat ihn zahllose Tränen gekostet. Da war der amerikanische Paul von der Aidspräventionsstelle für männliche Prostituierte in Bali, der später auf so grausame Weise von einem indonesischen «Lover» ermordet werden wird. Da war dieser Deutsche, den er in Bali getroffen und der ihn nach dreiwöchigem Urlaub sogleich nach Frankfurt eingeladen hatte. Damals sprach Andi noch sehr schlecht Englisch, und das erste Mal in Europa zu sein war für ihn ein Schock, ein Klimaschock, aber auch ein Kulturschock, das Wetter und die Menschen kalt und distanziert, das Essen seltsam und der deutsche «Freund» plötzlich auch nicht mehr so nett wie im Urlaub. Und nach einem Monat wurde Andi bereits nach Indonesien zurückspediert, weil der Exfreund des Deutschen, auch ein Indonesier, erneut seine Besitzansprüche an den «Ehemaligen» stellte, der diesen Besitzansprüchen ohne grosses Nachdenken und vor allem ohne jede Rücksichtnahme auf seinen neuen «Partner» umgehend entsprach.

Das war für Andi so erschütternd und verletzend, dass er, zurück in Bali, eine ganze Dose Poppers, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, trank und damit seinem Leben ein Ende setzen wollte. Poppers, auch Rush, Rave oder Hardware genannt, ist eine Droge, die geschnüffelt und nicht getrunken werden sollte, weil das Trinken schwere Verätzungen vor allem der Speiseröhre bewirkt. Er musste sich daraufhin mehrfach übergeben und verlor kurzzeitig das Bewusstsein. Aber Allah wollte ihn noch nicht zu sich nehmen, Andi überstand die ganze Sache am

Ende relativ unbeschadet. Die zweite Enttäuschung war dann eben der Zahnarzt aus Holland. Dieser Max ist bestimmt auch nicht besser, denkt Andi. Er, Andi, wird sich jedenfalls hüten, Max gegenüber im Ernst von Liebe zu sprechen – wenn überhaupt je, dann vielleicht nach jahrelanger Beziehung. Und da sind ja noch andere Interessenten im Spiel. Aber an Beziehung ist momentan überhaupt nicht zu denken. Andis erste Priorität ist jetzt Überleben, das heisst Geld.

Zunächst wird Andi vom Dentisten mit einem seiner schicken Autos, einem Porsche, von Zürich nach Amsterdam zurückgefahren, weil Andi ja von Amsterdam aus nach Indonesien zurückfliegen muss. Während der Fahrt sprechen beide kaum ein Wort miteinander. Sie sind beide sauer aufeinander, Andi aus den bekannten Gründen, der Dentist, weil sich Andi auf diese Art in einer Nacht- und Nebelaktion aus dem Staub gemacht hat, wobei sich der Holländer keiner Schuld bewusst ist und eigentlich Andis Gründe überhaupt nicht nachvollziehen kann (fast symbolhaft dieses Unverständnis des Angehörigen der ehemaligen Kolonialmacht gegenüber dem Nachfahren der ehemaligen Kolonialiserten). Am Ende drückt ihm der Dentist 600 oder 700 Gulden in die Hand (der Gulden wird in Holland erst 2002 vom Euro abgelöst), was ungefähr 500€ entspricht, eine Tatsache, die Andi als Schande, ja als Beleidigung empfindet, ein Gefühl, das einzig durch den in Zürich verdienten Betrag abgemildert wird.

4

Treibstoff im Hirn

Max und Andi bleiben in Kontakt, zumeist per Fax, manchmal telefonieren sie auch miteinander; auch Max verfügt noch nicht über ein Handy und von Messenger-Apps lässt sich damals nicht einmal träumen. Andi weiss, dass auch Max noch einen indonesischen «Freund» hat, einen jungen Mann aus Batam, einer Singapur vorgelagerten indonesischen Insel, der erwartet, dass Max ihn nächstens wieder einlädt, von dem Max aber Andi gegenüber behauptet, dass er diese Beziehung aufzulösen gedenke, da er davon ausgehe, dass der junge Mann aus Batam ihn niemals lieben werde und nur an seinem Geld interessiert sei. Das klingt in Andis Ohren vielversprechend und er bekniert nun Max, ihm anstelle des Konkurrenten durch eine Einladung erneut ein Visum zu verschaffen, dieses Mal eins für die Schweiz. Und tatsächlich, Max, der immer

wieder beteuert, Andi zu lieben, lässt sich relativ leicht (doch nicht ohne Skrupel) dazu überreden.

Der erste Besuch von Andi bei Max ist für diesen eine Enttäuschung. Andi, seine neue Freiheit geniessend, taucht an den Wochenenden und darüber hinaus oft tagelang in die Partyszene ab und erscheint dann am Montagabend oder Dienstagmorgen völlig knocket-out in der Wohnung von Max, um zwei Tage zu schlafen und sich von Max mit Tee und Tigerbalsammassagen wieder aufpäppeln zu lassen. Natürlich spielen Drogen eine massgebende Rolle dabei, man hält so ein endloses Wochenende ja nicht aus ohne Treibstoff im Hirn: Ecstasy, Koks, Speed etc., oft weiss Andi nicht, was er sich da einpfeift. Und während der restlichen Tage der Woche besinnt sich Andi darauf, dass er ja eigentlich hier ist, um Geld zu verdienen, um seine Zukunft zu sichern und seine Nichten und Neffen bei deren Ausbildung zu unterstützen. Der Sex mit Max ist da eher eine lästige Pflicht. Max gibt Andi Geld, wodurch irgendwie unklar ist, ob er ihm dieses Geld als Gegenleistung für die sexuelle Dienstleistung gibt oder weil er nun eben «sein Partner» ist. Max fühlt sich ungut an seine auch nicht immer erfreulichen «Beziehungen» mit anderen südostasiatischen Wunderknaben erinnert. Trotzdem glaubt er tief in seinem Innern daran, dass es mit Andi anders wird und sich mit der Zeit etwas Stabiles mit ihm ergibt.

Auch Max treibt es ab und zu dennoch mit anderen indonesischen Jungs in Zürich. Einmal trifft er sich mit einem von diesen im Hotel «Krone» am Limmatquai und behauptet Andi gegenüber, er habe länger im Büro arbeiten

müssen. Diese Lüge hat natürlich sehr kurze Beine und überhaupt keinen Bestand, da der andere junge Mann Andi schon am nächsten Tag triumphierend erzählt, er habe es mit dessen Freund?/Sponsor?/Partner? getrieben. Max hat noch nicht begriffen, wie effizient die Verbreitung von Klatsch und Tratsch via «CNN-Indonesia» funktioniert. Andi wird ihm das noch lange vorhalten, halb belustigt, halb vorwurfsvoll.

Auch sonst ist die Lage von Max eher schwierig, da auch sein Ex, ein Thailänder, dem es zurzeit dreckig geht – er arbeitet in einem Bordell in Oerlikon als Sonya und braucht manchmal einen Rückzugsort, um sich zu erholen, schläft dann 12, 16 oder gar 20 Stunden durch, manchmal in den unmöglichsten Positionen, und Max, der von diesem Thai den Ehrentitel «Mutti» zugeteilt bekommen hat, kann einfach nicht nein sagen zu solchen Zumutungen. Max ist, das merkt Andi rasch, ein geradezu krankhaft gutmütiger Mensch. Max lebt – wie gesagt – in einer etwas versifften Dreizimmerwohnung; im einen Zimmer, dem grössten, schlafen Max und Andi, im kleinsten Zimmer der Thai und später, als der aus dem Knast entlassen wird, auch dessen italienischer krimineller, verrückter Freund, den Max «vorübergehend» ebenfalls bei sich aufnimmt, da der sich sonst umbringe, ein Risiko, das Max seinem Karma nicht zumuten mag. Dann gibt es noch ein Wohnzimmer, in dem eine unbequeme und zu kurze Couch steht, um darauf zu schlafen, und auf die Andi manchmal ausweicht, wenn er die extrem laute Schnarcherei von Max, der meist ange-trunken ins Bett sinkt, nicht mehr erträgt. Auch das wird er Max später vorwerfen: Dein Ex und der «Crazy Man», wie

der kriminelle Italiener von den Indonesiern genannt wird, hätten ihr eigenes Bett, während er, der doch der Partner von Max sei, auf dieser unbequemen Couch oder gar, wenn diese gar zu unbequem werde, auf dem Boden habe schlafen müssen.

Nach drei Monaten muss Andi zurück nach Indonesien fliegen, da das Besuchervisum ausläuft. Sofort besorgt Max ihm ein neues und Andi ist in diesem Frühsommer 2001 zum zweiten Mal bei Max. Dieses Mal ist die Situation noch schlimmer: Die Drogenkonsum von Andi nimmt beängstigende Ausmasse an, vor allem seine Abhängigkeit von Koks beunruhigt Max. Er kommt dann manchmal mitten in der Nacht nach Hause, um Max, der schon schläft, zu wecken und durchzubumsen. Der kriminelle Italiener wird immer verrückter, dauernd ist er in Schlägereien verwickelt und wahrscheinlich dürfte er legal gar nicht in der Schweiz sein.

5

Ketamin

Der Konsum von Kokain macht Andi hypersensitiv, er kann sich auf Koks kaum berühren lassen. Andererseits hilft ihm der Stoff, sein Hirn auszuschalten und sich zum Beispiel einfach der Musik hinzugeben. Alles, was er möchte, ist, sich gut zu fühlen, glücklich zu sein, auf dem Wind zu reiten, sich von den Wolken davontragen zu lassen, wie ein Fisch durchs Wasser zu pfeilen. Wenn er aufs Klo muss, im Club, legt er jeweils sein Portemonnaie auf den Spülkasten, aus religiösen Gründen, weil im Geldbeutel winzig zusammengefaltet auf einem Zettel eine Sure aus dem Koran auf Arabisch aufnotiert ist und weshalb er schon zweimal sein ganzes Geld verloren hat, weil er das Portemonnaie auf dem WC vergessen hat.

Aber er geht nicht nur zum Scheissen oder Pissen auf die Toilette, sondern auch, um sich eine Linie zu ziehen. Als er sich wieder einmal mit einem indonesischen Kumpel im

WC befindet, bietet ihm dieser eine Linie seiner Drogen an. «Ich habe auch Special K dabei. Musst du mal probieren. Das ist geil!», sagt der Kumpel. «Nein, nein», sagt Andi, «gib mir Bubuk, das andere will ich nicht.» Bubuk ist der Codename der Indonesier für Kokain und heisst eigentlich einfach «Pulver». «Okay», sagt der Kumpel, zieht ein Plastiksäckchen aus der Hosentasche und legt vier etwa drei Zentimeter lange akkurate Linien auf das helle Keramik des Spülkastendeckels, die sich da wie fast kaum sichtbare winzige Schlängelchen winden, wie Andi findet, und darauf warten, durch die Nase gezogen zu werden. Ein paar Sekunden später sind die Schlängelchen verschwunden. Andi beginnt zu fliegen.

Special K ist der Szenename für Ketamin, ein Narkosemittel, das überwiegend in der Tiermedizin und unter bestimmten Bedingungen auch beim Menschen Anwendung findet. Es kann das Schmerzempfinden stark mindern und Bewusstlosigkeit hervorrufen. Wenn Konsument:innen Ketamin als Rauschmittel missbrauchen, schnupfen sie meist ein weisses Pulver; Ketamin kann aber auch injiziert oder in Tablettenform konsumiert werden. Nach dem Schnupfen hält die Wirkung ein bis zwei Stunden an. In niedriger Dosierung kann die Substanz Halluzinationen hervorrufen. Den eigenen Körper verlassen und eins werden mit dem Universum. Musik anfassen und Farben hören. In den Berichten zur Wirkung von Ketamin erzählen manche Konsumierende von übersinnlichen, spirituellen Erlebnissen. Höhere Dosen können zu Zuständen der Ichauflösung führen, die aber oft mit Panik einhergehen, weil diese Ichauflösung quasi eine Sterbeerfahrung simu-

liert und von daher einem Nahtoderlebnis gleicht. Für viele ist es eine beängstigende Erfahrung, das Gefühl zu haben, den Körper zu verlassen und von oben zu sehen, wie man inmitten all der tanzenden Menschen, der stampfenden Musik, des stroboskopischen Lichts zusammengekrümmt auf dem Boden liegt. Das ist das «K-Hole». Der Körper zuckt, gehorcht dem Willen nicht mehr, Sprechen reduziert sich auf ein sinnloses Gestammel.

Auch Andi spürt jetzt diese Panik. Kaum nimmt er die Gesichter seiner Kollegen war, die sich über ihn beugen, ihn anschreien, ihn mit leichten Ohrfeigen zurückzuholen versuchen. Andi sinkt immer tiefer in eine Dunkelheit hinein, eine Dunkelheit, die die tiefste mond- und sternenlose Nacht als Strahlenmeer erscheinen lässt. Er wusste nicht, dass es eine solche Dunkelheit gibt. Und er wusste nicht, dass es eine solche Einsamkeit gibt. Er fühlt sich von allen Menschen verlassen, aber noch schlimmer: Er fühlt sich von Gott verlassen. In die Hölle geschleudert. Aber die Hölle ist nicht heiss und voller Feuer, sie ist kalt und voller Eis. «Allah, Allah», keucht Andi. Noch einmal, aber wie am Rand seines Bewusstseins, erlebt Andi das Elend seiner Kindheit, die Armut und die Demütigungen der Armut, die Gewalttätigkeit seines Vaters, die Mühsal seiner Mutter, seine eigene Hilflosigkeit, sein Gefühl, nichts zu zählen, nichts wert zu sein.

Schliesslich schleppen, schleifen und tragen drei Kollegen den halb bewusstlosen Andi, der immer nur «Allah! Allah!» keucht, nach draussen und bringen ihn in einem Taxi an die Höschgasse. Es ist etwa drei Uhr in der Früh. Max

schläft natürlich schon, als es an seiner Haustür Sturm läutet. Als die drei Andi in den ersten Stock tragen und auf das Bett legen, wo er weiterhin bloss stöhnt, verfällt Max seinerseits in Panik. Er will sofort die Ambulanz rufen; erschrocken versuchen die Freunde von Andi, ihn davon abzuhalten. Andi gehe es bald wieder besser, er habe bloss eine zu hohe Dosis Drogen konsumiert. Wir kennen das, das geht bald vorbei.» – «Aku sekarat», stöhnt Andi, «ich sterbe, es ist so dunkel. Wo bin ich? Wer bin ich? Allah, Allah!»,

Mit der Zeit beruhigt sich Andi tatsächlich etwas und schläft schliesslich ein, in den Armen von Max. Die drei Freunde verlassen das Haus und Max legt sich neben Andi, natürlich ohne selber zu schlafen, um über den Schlaf seines Lebensgefährten und Seelenfreundes zu wachen. Es ist nämlich so, dass Max es als seine Lebensaufgabe betrachtet, sich um Andi zu kümmern, für ihn zu sorgen, ihn zu tragen. Ihm ist, als hätte ihm Gott persönlich diese Aufgabe übertragen, obwohl Max doch gar nicht an Gott glaubt und schon gar nicht an einen persönlichen Gott. Seltsam. Aber Gefühle sind eben nicht rational und schon gar nicht logisch. Deshalb denken die Menschen das eine und fühlen das andere und handeln gegen ihr besseres Wissen. Die Sehnsucht des Menschen ist manchmal, ist oft stärker als seine Vernunft. Des Menschen Hirn ist zwar ausgezeichnet dazu geeignet, im Überlebenskampf zu bestehen, aber überhaupt nicht dafür geschaffen, den höheren Sinn einer Sache oder etwa gar Gott zu verstehen. Es kann zwar die richtigen Fragen stellen, aber niemals die richtigen Antworten finden.

6

Stalking

Einmal, als Max sich ein Herz fasst und den «Crazy Man» rausschmeissen will – Max ist an diesem Abend auch schon angetrunken und sein bester Freund, der den Abend mit ihm verbracht hat, ist ebenfalls noch anwesend und bekifft und betrunken – dreht der «Crazy Man» völlig durch, gibt Max einen Schwedenkuss, der bewirkt, dass seine Brille zerbricht, seine Nase blutet und sein Auge anschwillt, und wirft ihm Dinge vor, mit denen Max gar nichts zu tun hatte und die er überhaupt nicht versteht. Die Wut des Italieners ist so gross, dass Max um sein Leben fürchten muss. Letztlich lässt er dann aber doch von Max ab, ohne aber aus der Wohnung zu verschwinden, und Max traut sich natürlich nicht mehr, ihn jetzt noch rauszuschmeissen. Einmal, als Max seinen Bruder in Olten zu einem Nachtessen trifft, ruft der schreiende und tobende Italiener

ihn an und sagt, er werde sich jetzt umbringen, er halte es nicht mehr aus, er habe keine Freunde und alle seien gegen ihn. Auch andere Leute gehen in der Wohnung ein und aus, Andre, ein «Freund» von Andi, sucht zum Beispiel Unterschlupf bei ihnen, er ist illegal in der Schweiz und wird von der Fremdenpolizei gesucht. Er bittet Max, sein durch sexuelle Dienstleistungen zusammenergattertes Vermögen in grössere Noten umzutauschen, 100er und 200er, und Max eilt von Bankfiliale zu Bankfiliale, um diesem Auftrag nachzukommen. Dieses Geld, etwa 10'000 Franken, wird in Andres Koffer verschlossen und der Koffer in der Wohnung von Max aufbewahrt. Eines Tages erhält Max ein aufgeregtes Telefonat von Andre; er sei verhaftet worden und die Polizei werde nächstens bei Max in der Wohnung auftauchen, um den Koffer abzuholen, und da dürfe das darin aufbewahrte Geld keinesfalls von den Polizisten gefunden werden, da es sonst beschlagnahmt würde, weil er ja nicht nachweisen könne, dass er das Geld auf legale Weise erworben habe. Das Problem besteht nun allerdings darin, dass der Koffer oder vielmehr die Segeltuchtasche mit dem Geld abgeschlossen ist, Max und Andi keinen Schlüssel haben und die Zeit drängt. Max weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er der Tasche mit einem Messer zu Leibe zu rücken, um so an das Geld heranzukommen. Wenig später erscheinen zwei Polizisten und nehmen das Gepäck mit, schon ein wenig verwundert über dessen verschlissenen Zustand...

Ebenfalls in diesem Sommer des Schreckens wird der Italiener schliesslich verhaftet und ausser Landes geschafft, nach Mailand, um präzise zu sein, weil ja Italiener, von wo

aus er Max anruft, ihn beschuldigt, er habe ihn an die Polizei verpfeifen (was nicht stimmt, wahrscheinlich war das jener Thai-«Freund», von dem Max als Mutti bezeichnet wird), ihm droht, ihn umzubringen und eine gewisse Summe von Max fordert, die Max aus Angst sogleich per Western Union nach Mailand überweist. Damit beginnt für Max eine Leidenszeit, die geprägt ist von mehreren Anrufen täglich mit Morddrohungen und wüsten Beschimpfungen. Es ist ein eigentliches Stalking: Er würde ihn ständig – Tag und Nacht – beobachten, sagt der Verrückte, er wisse immer genau, wo Max sei und was er tue, er werde irgendwann einmal in die Wohnung kommen und ihn töten, vielleicht mitten in der Nacht, er werde ihm auf dem Arbeitsweg auflauern etc. Das macht Max ganz verrückt vor Angst, er sucht Hilfe beim «Männerbüro», was gar nichts bringt, und sogar bei einem Sicherheitsberater der Polizei, um in Erfahrung zu bringen, wie er die Wohnung einbruchssicherer machen könne. Aber das ist kaum möglich, diese Wohnung hat keine massiven Türen und ein Fenster gegen das Treppenhaus hin. Max traut sich kaum mehr, zu Hause zu schlafen, und weicht auf die Wohnungen von Freunden aus, wodurch er das Gefühl einer tiefen Heimatlosigkeit kennenlernt. Auch übernachtet er manchmal auf einer feuchten Matratze im Keller. Einmal wird er da von einer Nachbarin überrascht, die zuerst denkt, ein Penner habe sich hier eingenistet, und zutiefst schockiert ist, als sie den nun noch verwahrlosten Max erkennt. Überhaupt sind die Nachbarn von Max verunsichert darüber, was sich in der Wohnung von Max so abspielt, dauernd taucht die Polizei auf und fremde Leute gehen ein und aus und der tobende, schreiende, Heroin konsumierende Italiener...

Max überlegt sich schwer, die Wohnung zu wechseln, berücksichtigt sogar einige Male Wohnungen, aber schliesslich entschliesst er sich doch dagegen, weil er das als Kapitulation empfinden würde (dies ist der Grund, den er offiziell für sich als der wahre erklärt, in Wahrheit sind es aber eher die Umstände und die Plackerei eines Wohnungswechsels, die ihn davon abhalten; das heisst, seine Faulheit und Trägheit überwiegen ein kleines bisschen seine Angst, was an sich ein gutes Zeichen ist...).

Auch zahlreiche andere Gäste gehen in der Wohnung von Andi und Max ein und aus, meist indonesische Kollegen von Andi, die sich von ihm bekochen lassen und ihn auch sonst ausnutzen, indem sie sich zum Beispiel Geld von ihm «ausleihen», das sie nicht zurückzahlen, nur, um hinter seinem Rücken schlecht über ihn zu sprechen. Sie machen sich lustig über Max und darüber, dass Andi keinen «besseren» (d.h. reicheren) Partner gefunden hat. Sie protzen mit ihren Markenkleidern und teuren Accessoires wie Gucci-Gürtel, Luis-Vuitton-Taschen und Rolexuhren. Einer, der ziemlich schwer an Aids erkrankt ist und sich illegal in der Schweiz aufhält, lassen sie bei sich wohnen und Andi pflegt ihn hingebungsvoll, wofür sich dieser, als es ihm wieder besser geht, auch nicht gerade dankbar zeigt. Dies alles bewirkt, dass sich Andi mit der Zeit von seinen indonesischen «Freunden» mehr und mehr zurückzieht.

Mit der Zeit beruhigt sich das Leben von Max und Andi ein bisschen, der Italiener verschwindet nach und nach aus ihrem Leben, vielleicht hat er sich tatsächlich umgebracht oder ist wieder verhaftet und verurteilt oder von einem

anderen Verrückten umgebracht worden. Dadurch verläuft auch die Beziehung von Andi und Max allmählich in ruhigeren Bahnen.

7

Schicksalswende

Andi ist inzwischen wieder in Jalen, seinem Heimatdorf in Ost-Java, das quasi ein Vorort der kleinen Stadt Genteng im Kabupaten (Regierungsbezirk) Banyuwangi ist. Seine Mutter lebt in einer einfachen Bambushütte, sie kocht das Essen auf dem offenen Feuer. Andi hat ein sehr inniges Verhältnis zu ihr, er ist ihr von allen Kindern am nächsten, gleicht ihr auch äusserlich, hat sogar an den gleichen Stellen wie sie Muttermale. Punkto Mutterverehrung ist Andi strenggläubiger Moslem. «Der Schlüssel zum Paradies liegt zu Füßen der Mütter», predigte Mohammed, der selbst als Kind bei einer Amme aufgewachsen war und nur als sechsjähriger Junge eine kurze Reise mit seiner leiblichen Mutter unternommen hatte, bevor sie starb. Wo immer Mütter im Koran erwähnt werden, treten sie als geheiligte Wesen auf. Dem Sohn, der der Mutter gegenüber Ungehorsam zeigt, drohen Höllenqualen – wer seine Mutter

zum Weinen bringt, wird ertrinken. Als Andis Mutter stirbt, befindet sich Andi in der Schweiz und es gelingt ihm nicht mehr, rechtzeitig zum Begräbnis in Jalen nach Indonesien zu reisen, was ihn zutiefst betrübt. Stundenlang weint und klagt er in seinem Zimmer, was Max fast das Herz abdrückt.

Andi ist in äusserster Armut aufgewachsen. Die Eltern flohen nach dem Ausbruch des Vulkans Kelut 1966 von Blitar nach Banjuwangi, zwei Jahre vor Andis Geburt. Ohne Landbesitz und ohne Geld mussten sie sich auf die Reisfelder von anderen verdingen, lebten in einfachsten Verhältnissen. Kam dazu, dass sich die Eltern von Andi trennten, kurz nach der Geburt seines jüngeren Bruders Rohman. Der Mann, Andis Vater, misshandelte seine Frau und war ihr untreu. Nun war die Frau allein für ihre Kinder verantwortlich (insgesamt sechs, aber die drei ältesten Söhne waren bereits in alle Winde zerstreut) und auf die Gnade anderer Leute, vornehmlich näherer und entfernterer Verwandter, angewiesen. Die Mutter rackerte sich auf den Reisfeldern ab, die ältere Schwester passte auf ihre Brüder auf. Andi musste schon als Primaschulkind zum Lebensunterhalt beitragen, indem er nach der Schule ebenfalls in den Reisfeldern mitarbeiten und auf der Strasse Eis verkaufen musste. Daneben besuchte er die Koranschule, wo er auch übernachtete und später erste sexuelle Kontakte mit einem seiner Lehrer dort hatte.

Seinem Vater steht Andi verständlicherweise viel weniger nah als seiner Mutter. Trotzdem lässt er den Kontakt mit ihm nie ganz abbrechen. Einmal besucht er ihn in Kalimantan, wo der Vater mit seiner dritten oder vierten Frau mitten im

Nowhereland eine Oangenfarm betreibt, deren Früchte er aber nicht verkaufen kann, weil die Farm zu abgelegen ist und der Transport der Früchte mehr kosten würde, als die Orangen einbringen. Bekommen hat der Vater das Land als Folge des Umsiedlungsprojekts «Transmigrasi».¹

(Später, als der Vater krank und alt ist, holt ihn Andi mit seiner Frau nach Java zurück und lässt die beiden in seinem Haus wohnen. Allerdings verschwindet die Stiefmutter, die offenbar von einem bösen Geist besessen ist, plötzlich spurlos und löst sich in Luft auf. Und der Vater erhängt sich wenig später an einem Balken im Haus.)

¹ Transmigrasi ist ein 1969 gestartetes Um- und Neuansiedelungsprojekt der Regierung Suharto in Indonesien. 1,7 Millionen Familien oder 6,85 Millionen Personen änderten dadurch bisher ihren Wohnsitz. Durch gezielte Umsiedlungen von Familien im Zuge des sogenannten Transmigrasi-Projekts auf Außeninseln sollte der Bevölkerungsdruck auf den Hauptinseln wie Java gesenkt und gleichzeitig die Wirtschaft der Außeninseln gefördert werden. In das Transmigrasi-Projekt wurden nur Familien aufgenommen, die bestimmte Bedingungen wie Erfahrungen in der Landwirtschaft und die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, erfüllten. Die Transmigrasi-Familien wurden in der Zeit nach der Umsiedlung durch anfängliche Bereitstellung einer Wohnunterkunft und landwirtschaftlicher Nutzfläche sowie von Saatgut und Grundnahrungsmitteln unterstützt. Es traten auf verschiedenen Inseln bewaffnete Konflikte zwischen den muslimischen Javanern und den ursprünglich dort beheimateten, teilweise christlichen Ethnien auf, so auf den Molukken und Westneuguinea. Insbesondere auf der Insel Borneo gab es Unruhen, die zur Flucht der Zuwanderer vor den Ureinwohnern führten. Bei Massakern kamen Schätzungen zufolge mindestens 200 Menschen ums Leben; in anderen Berichten wird von über 2.000 Toten berichtet. Die örtliche Polizei war kaum dazu in der Lage, die Zuwanderer zu schützen.

Zurück in die Gegenwart: Jetzt, wo Andi so viel Geld aus der Schweiz nach Indonesien mitbringt, baut er damit ein Haus für seine Mutter und eines für sich selbst auf dem Land, dass er mit dem Geld eines früheren Sponsors, Bob aus England, gekauft hat. Damals kostete der Quadratmeter noch 150'000 Rupiah; heute sind es vier Millionen (ca. 250€; im Vergleich dazu kostet der Quadratmeter in Kuta auf Bali 1880€). In seinen ersten drei vollen Monaten in der Schweiz verdient Andi rund 25'000 CHF, womit er das erste Haus bauen kann. Das Geld für das zweite Haus verdient er in den darauf folgenden Aufenthalten. Anfangs bekommt Andi für jeweils zwei mal drei Monate ein Touristenvisum. (23 Jahre später wird das nicht mehr möglich sein, die Einreisebedingungen für Menschen ausserhalb des Schengenraums immer restriktiver – ausser sie seien sehr reich oder sehr gut ausgebildet, so dass sie einen Arbeitsvertrag bekommen können.) 2002 wird im Kanton Zürich ein kantonales Gesetz über die eingetragene Partnerschaft für homosexuelle Paare durch eine Volksabstimmung abgesegnet. Max engagiert eine Anwältin, die ihnen beiden den Weg zu dieser Partnerschaftsform ebnet, die der Ehe weitgehend gleichgestellt ist und es Andi erlaubt, mit einer B-Bewilligung das Aufenthaltsrecht in der Schweiz zu bekommen. Im Januar 2003 erhalten die beiden ein Aufgebot vom Standesamt im Zürcher Stadthaus und «vermählen» sich. Um dieses Ereignis zu feiern, fahren sie auf den Üetliberg und bestellen da oben zu zweit im Restaurant Spaghetti Bolognese. Es ist noch früh, um 11, und damit ist garantiert, dass sich noch nicht viele Leute (resp. gar keine) im Restaurant befinden und sich somit Andis Paranoia vor fremden Leuten in Grenzen hält.

Vorher, im Februar 2002, baut Max an einem «Black Monday» mit seinem Velo einen Unfall. Andi ist soeben einmal mehr aus Indonesien in der Schweiz eingetroffen. Max fährt wie üblich mit dem Fahrrad von seiner Wohnung ins Geschäft, wo er im Verlag eines Hilfswerks arbeitet, vom Goldbrunnenplatz bis ins Seefeld; auf der Selnaubücke ist der Boden an diesem kalten Morgen vereist, also rutschig, und Max bremst im falschen Moment, so dass er mit voller Wucht auf seine linke Schulter knallt. Ein stechender, kaum aushaltbarer Schmerz zuckt, von der Schulter ausgehend, durch seinen ganzen Körper. Aber er steht auf, denkt, der Schmerz werde mit der Zeit nachlassen, und stösst sein Velo die ganze Strecke mühsam und gequält bis zum Geschäft, der Chef hat eine wichtige Sitzung anberaumt. Max kommt natürlich zu spät, aber der Chef unterlässt es, ihn zusammenzustauchen, als Max von seinem «Missgeschick» erzählt. «Du bist ja ganz blass», sagt er zu Max, «bist du sicher, dass du an der Sitzung teilnehmen kannst? Du solltest vielleicht zum Arzt gehen.» Aber Max beisst die Zähne zusammen; doch, doch, meint er, das gehe schon.

Der Chef ist nervös, stahlt sichtbar Unbehagen aus. «Ich muss euch leider etwas mitteilen, was nicht sehr angenehm ist. Die Geschäftsleitung hat beschlossen, den Verlag zu verkaufen. An einen anderen Verlag. Der übernimmt mich als Programmleiter. Was mit euch geschieht, ist leider noch unklar. Aber es wird sich wohl nicht vermeiden lassen, dass der eine oder die andere von euch den Job verliert.» Betroffenes Schweigen im Raum. Max merkt, das ihm übel wird; er fürchtet, sich erbrechen zu müssen. Ausserdem kann er den linken Arm kaum bewegen, oder vielmehr gar

nicht, kraftlos hängt der an seinem Körper. «Du solltest wirklich zum Arzt gehen», sagt eine Kollegin zu ihm. «Du siehst fürchterlich aus. Wie ausgekotzt. Kotzen könnten wir freilich alle, angesichts der netten Neuigkeiten, die uns unser Chef da serviert hat.»

Das alles ist Max im Moment so ziemlich egal. Kalter Schweiß steht ihm auf der Stirn, ihm wird schwarz vor den Augen. Seine Hausärztin befindet sich nur ein paar hundert Meter von seinem Büro entfernt. Irgendein Kollege fährt ihn mit dem Auto zu deren Praxis. Die Hausärztin schaut sich seine Schulter kurz an und meint: «Die Schulter ist wahrscheinlich ausgerenkt. Da kann ich selbst leider nicht viel machen, Sie müssen zum Spezialisten.» Sie kenne einen privat praktizierenden Chirurgen, auch hier im Seefeld, ob sie den anrufen solle. Max ist einverstanden, er wäre wahrscheinlich mit allem einverstanden, reagiert mit seinem Reptiliengehirn, ist im Überlebensmodus, und sie bestellt ihm, nachdem sie mit dem Chirurgen telefoniert hat, ein Taxi.

Der Chirurg bestätigt ihm, dass eine Schulterluxation vorliege. «Die Schulter ist auskugelt», erklärt er Max. «Ich werde versuchen, sie wieder in die Gelenkpfanne zurückzubefördern. Das tut jetzt ein wenig weh.» Ja, ja, denkt Max, es tut ja jetzt schon höllisch weh, viel schlimmer kann es nicht mehr werden. Aber da täuscht er sich. Er bekommt zwar ein Schmerzmittel gespritzt, was aber nur einen geringen Effekt hat. Max hat gedacht, dass sich die Schulter mit einem einzigen Ruck einrenken liesse, aber auch darin täuscht er sich. Die ganze Behandlung dauert etwa 20

Minuten (vielleicht auch weniger, aber Max kommt es ewig vor), während derer der Chirurg, der einen kräftigen Eindruck macht, mit aller Kraft am Arm von Max zerrt und sich gleichzeitig mit dem einen Fuss auf der Hüfte von Max abstützt, um eine Hebelwirkung zu erzielen. Schliesslich, als Max den Schmerz nicht mehr auszuhalten glaubt und sie beide schweissgebadet sind, sagt der Chirurg: «So, das hätten wir. Das Schultergelenk sollte wieder an dem Ort sein, wo es hingehört. Haben die Schmerzen schon etwas nachgelassen?» – «Nein!», antwortet Max leicht verzweifelt. «Eher im Gegenteil! Sie haben ja auch an meinem Arm herumgezerrt wie ein IRRER!» Nun kommt es dem Chirurgen endlich in den Sinn, dass es vielleicht nicht die dümmste Idee wäre, ein Röntgenbild zu machen (was eigentlich bei einem sachgerechten Vorgehen vor dem Einrenken der Schulter hätte geschehen müssen). «Ja», sagt der Arzt, als das Röntgenbild schliesslich vorliegt, nicht mehr so selbstbewusst oder gar selbstgerecht wie vorher, sondern fast etwas verlegen, «kein Wunder, der Oberarm ist knapp unter der Schulter gebrochen. Ein Splitterbruch.» Er zeigt Max auf dem Bild den Sachverhalt. «Es gibt nun zwei Möglichkeiten: Entweder ich überweise sie jetzt in ein Krankenhaus und ihr Arm wird da operiert oder sie gehen nach Hause und lassen den Bruch da von selbst verheilen. Sie werden den Arm danach zwar nicht mehr zu 100 Prozent in die Höhe strecken können, aber Sie sind ja kein Handwerker. Natürlich gebe ich Ihnen Schmerzmittel mit und schreibe sie für mindestens drei Wochen krank.» Max entscheidet sich für die zweite Option, er will jetzt nicht schon wieder von Andi getrennt werden. Ausserdem hat er wie wohl die meisten Menschen einen Horror vor Kranken-

häusern. Vielleicht hätte er sich trotzdem besser für diese Variante entscheiden sollen, denn die Schmerzen lassen erst nach etwa zwei Wochen allmählich nach: Nachts kann er mit der lädierten Schulter kaum schlafen und ist zudem so dauerbelämmert von den Schmerzmedikamenten, dass er nicht einmal lesen kann. Liegen geht am schlechtesten, aber auch Sitzen und Stehen ist nicht wirklich angenehm. Max versucht sich abzulenken, indem er sich ein Hörbuch zu Gemüte führt, das auch nicht gerade zu geistiger Klarheit beiträgt: «Die Reise nach Petuschki» des russischen Schriftstellers Wenedikt Wassiljewitsch Jerofejew.

Hier ein Auszug aus dem Werk mit Rezepten des Autors für diverse Cocktails. Eine Kuzzusammenfassung des Romans könnte etwa so lauten:

«Sein Köfferchen voll Schnaps fest ans Herz gedrückt, besteigt Wenedikt Wenitschka Jerofejew am Kursker Bahnhof den Vorortzug von Moskau nach Petuschki. Er will zu seinem Mädchen. Die Reise wird zu einer einzigen Sauftour: Wenitschka trinkt, die Mitreisenden trinken, sogar der Oberschaffner trinkt mit den Schwarzfahrern mit. Von Station zu Station und von Flasche zu Flasche werden Wenitschkas Monologe und sein Gedankenaustausch mit den Reisegefährten aberwitziger.»

Und hier folgen nun Jerofejews berühmt-berüchtigte Cocktailrezepte:

«Kanaanbalsam» oder «Braunbär» (ugs.)

100g Brennschspiritus

200 dunkles Bier

100 g gereinigte Politur

Ein schwarzbraunes Bier von mässiger Stärke und beständigem Aroma.

Das ist kein Aroma mehr, sondern eine Hymne.

Ich brauche euch ja nicht zu erklären, wie man Politur reinigt, das weiss ja

jedes Kind. Komischerweise weiss in Russland niemand, wie Puschkin sich den Tod geholt hat, aber wie Politur gereinigt wird, das weiss jeder.

«Geist von Genf»

50 g Parfüm «weisser Flieder» (nicht Heckenrose, niemals Maiglöckchen)

50 g Anti-Fussschweiss-Puder

200 g Shiguli-Bier

150 g Spritlack

Dieser Cocktail besitzt zwar keinen Tropfen Majestät, dafür aber «Bouquet».

«Komsomolzenträne»

15g Lavendel

15g Eisenkraut

30g Rasierwasser „Fichtennadel

2g Nagellack

150g Mundwasser „Elixier

150 g Limonade

Die so zubereitete Mixtur muss 20 Minuten mit einem Zweig je länger je lieber gerührt werden.

Ein sonderbarer Cocktail mit intensivem Geruch. Zu trinken, wenn man die Schöpfung nicht mit Füßen treten will. Wenn man 100g davon trinkt, bleibt das Gedächtnis scharf, aber trinkt man weitere 100g, kann man sich nur noch wundern: woher kommt nur so viel gesunder Menschenverstand? Und wo ist nur das ganze Gedächtnis

«Schweinegekröse»

100g Shiguli-Bier

30g Haarshampoo «Nacht auf dem kahlen Berge»

70g Antischuppenmittel

30g Anti-Fussschweiss-Puder

20g Insektenbekämpfungsmittel

Alles zusammen lässt man unter Zugabe von Zigarrentabak 1 Woche lang ziehen.

Ein Getränk, das jedes andere in den Schatten stellt. Das ist kein Getränk mehr, das ist Sphärenmusik. Beginnt zu trinken. In grossen Schlucken. Bereits nach zwei Gläsern werdet ihr eine solche Vergeistigung an euch feststellen, dass man euch aus anderthalb Metern Entfernung eine halbe

Stunde lang ohne Unterbrechung in die Fresse spucken könnte, ohne dass euch das tangieren würde.

Seine lädierte Gliedmasse wieder einigermaßen richtig bewegen kann Max erst nach einer halbjährigen Physiotherapiebehandlung, während der er lernt, den Arm millimeterweise höher zu heben.

Max wird in der Folge vom Hilfswerk nicht entlassen. Zuerst nimmt er zusammen mit dem jetzt ehemaligen Verlags- und aktuell so genannten Programmleiter die Übergabe des Verlags in die weit geöffneten Arme des grösseren Verlags an die Hand. Er darf auch weiterhin als Lektor der Sachbuchreihe, jetzt gewissermaßen im Auftragsverhältnis, tätig sein. Und er wird zum «Leiter Werbung und Publikationen» im Geschäftsbereich Marketing ernannt, formal eine Beförderung, tatsächlich ist es aber damit vorbei mit seiner weitgehendst unabhängigen Arbeitsweise, mit der er in seinem beruflichen Gärtchen herumwerkeln konnte, wie er wollte, was ihm ausserordentlich entgegengekommen war. Laufende Umstrukturierungen und ständige Wechsel in der Führungsetage, kombiniert mit einem zunehmend autoritäreren Regime, verleiden ihm seinen Job zusätzlich immer mehr. Wenn er gefragt wird, was er denn beruflich so mache, antwortet er jetzt folgendermassen: «Den Trottel vom Dienst.»

Nach der Verpartnerung leben die beiden, Andi und Max, in der bescheidenen Wohnung von Max in der Nähe des Goldbunnenplatzes, die allmählich durch die Initiative von Andi etwas aufgemotzt wird. Max arbeitet tagsüber in

seinem Hilfswerk, Andi eher nachmittags, abends und nachts, nachmittags im Sexkino Walche, über Nacht wird er manchmal eingeladen, auswärts zu übernachten, regelmässig beim Schlossherrn im Aargau, wo er diesem auch beim Versorgen der Tiere (Enten, Gänse, Pfauen, Hunde, Schildkröten, Erdkröten, Eichhörnchen, Fledermäuse, Türkentauben, gemeine Waldeulen etc.) in dessen kleinem Zoo behilflich ist. Andi und Max kochen und essen zusammen, sie kuscheln sich aneinander und schauen zusammen fern – recht häufig Fussball- und Tennisspiele – und gehen am Wochenende manchmal zusammen spazieren; sie haben es gut miteinander, streiten sich selten oder eigentlich nie, sind beide weder rechthaberisch noch aggressiv, sondern friedlich und tolerant, auch haben sie einen ähnlichen Sinn für Humor.

Ja, sie passen gut zusammen, sie sind sich ähnlich genug, um ein intuitives Verständnis füreinander zu haben, und doch so unterschiedlich, dass sie sich nicht mit- und aneinander langweilen. Andi ist eher der praktisch veranlagte, handwerklich begabte Mensch mit dem grünen Daumen und dem guten Draht zu Tieren, während Max eher der intellektuelle Bücherwurm, der philosophische Grübler ist. Andi hat einen guten Sinn für Ästhetik, Ordnung und Sauberkeit, ein Sinn, der Max etwas abgeht, so dass Andi dafür sorgt, dass Max einigermaßen anständig daherkommt und die Wohnung nicht allzu sehr vermüllt. Max ist vielleicht abenteuerlustiger und risikofreudiger als der eher ängstliche Andi, der aber immer wieder erstaunlichen Mut zeigt, wenn es darauf ankommt und wenn er ein Ziel hartnäckig verfolgt – zum Beispiel den Mut, das erste

Mal ganz allein nach Europa zu fliegen. Auch wenn es darum geht, in einer Notsituation beherzt einzugreifen. Einmal wird er in Genteng Zeuge eines Verkehrsunfalls, als auf einer Kreuzung zwei Motorradfahrer ineinander krachen, und greift sofort ein, um zu helfen, während die anderen Anwesenden lediglich glotzend herumstehen. Er kümmert sich um den einen Fahrer, der mit einem Genickbruch sofort tot ist, und um dessen beide Mitfahrende, die Frau des Verunglückten und ihr gemeinsames Kind. Diesen Mut hätte Max wohl nicht, wäre wohl auch eher einer der Glotzenden.

Zudem und ausserdem ist Andi wesentlich ehrlicher als Max. Andi sagt immer die Wahrheit; wenn er es nicht tut, quält ihn sein Gewissen derart, dass er schliesslich doch mit der Wahrheit herausrückt. Max, der Konfliktscheue, versucht sich mit kleineren und grösseren «Notlügen» aus brenzligen Situationen herauszuwinden. Allerdings durchschaut ihn Andi fast immer – je länger sie sich kennen, desto mehr – und stellt ihn zur Rede. Zum Beispiel, was Max' Trinkerei betrifft. Max ist ohne Zweifel ein Alkoholiker, auch wenn er seine Sucht im Griff hat und nur kontrolliert trinkt, das heisst kaum jemals schwer betrunken ist und in der Regel tagsüber keinen Alkohol zu sich nimmt. Andi sorgt sich um die Gesundheit von Max, weshalb er Max punkto Alkohol zügelt. Er sagt: «Ich habe nur dich und ich will, dass wir möglichst lang gesund zusammenleben können. Einen Schlaganfall oder Herzinfarkt zu bekommen ist nicht lustig. Wenn ich dich nicht lieben würde, wäre mir das egal und du könntest zwei Flaschen Wodka am Tag trinken.» Dass er ihn liebt, sagt

Andi zu Max aber erst, als sie schon zwei oder drei Jahre zusammenleben. «Es braucht lange, bis ich jemandem vertraue», sagt Andi.

2003 ist auch in der Schweiz ein Hitzesommer von bisher nie dagewesener Intensität. Auf jeden Fall hat Max bisher in seinem ganzen Leben noch keinen so trockenen und heissen Sommer erlebt wie diesen. Max hat Gott sei Dank zwei Ferienwochen eingegeben während der grössten bzw. längsten Hitzewelle: Tagsüber liegen sie schlaff in ihrer überhitzten Wohnung und nachts wälzen sie sich schweissgebadet und schlaflos im Bett. Über Weihnachten/Neujahr fährt Andi mit einem indonesischen Freund nach Amsterdam, während Max seine Festtagspflichten abarbeitet (sein Vater ist 2002 gestorben und seine Mutter, die an schwerer Demenz leidet, befindet sich schon seit längerer Zeit in einem Pflegeheim, wo Max sie fast wöchentlich – jeweils am Sonntag – besucht, auch wenn er das Gefühl hat, dass seine Mutter, die ihn nicht mehr erkennt, nicht viel von diesen Besuchen hat). Die Weihnachtsfeste mit seinen Geschwistern und deren Familien sind etwas weniger verkrampft, aber so richtig geniessen kann er sie immer noch nicht. Währenddessen sitzt Andi frierend in einem Hotelzimmer in Amsterdam – auf den heissen Sommer folgt ein bitterkalter Winter und das Wasser in den Grachten ist zugefroren – während dessen «Freund» die ganze Zeit in den Schwulensaunas von Amsterdam herummacht und Andi gleichzeitig vorhält, ein wie viel besserer Muslim er sei als dieser.

Im folgenden Juni erlebt Max ein weiteres «Vorkommnis» mit seinem Fahrrad, das ihn künftig definitiv vom Velofahren abhalten wird. An der Polizeiwache der Schmiede Wiedikon vorbei fährt er verbotenerweise auf dem Gehsteig, stürzt und kommt vor einen Lastwagen zu liegen, der da geparkt hat und gerade eben – blöder Zufall – wegfahren will. Max liegt am Boden und sieht die riesigen Räder des Lastwagens auf sich zurollen. In diesem Moment ist Max überzeugt, dass das sein Ende ist, weil der Fahrer des Lastwagens ihn unmöglich gesehen haben kann. Max wird auch klar, dass er in diesem Moment keine Zeit hat, panisch zu werden, also stellt er die Gewissheit seines Ablebens ganz nüchtern fest: Das wars. E basta.

Aber die Räder stoppen etwa 20 Zentimeter vor seinem Kopf, der Fahrer stürzt kreidebleich aus der Kabine seines Lasters, wankt mit weichen Knien auf Max zu und erkundigt sich mit brüchiger Stimme, ob es diesem gut gehe. Max bestätigt das und entschuldigt sich stammelnd, es sei sein Fehler gewesen, er wisse schon, dass er hier mit dem Fahrrad nicht hätte durchfahren sollen und dürfen, aber das interessiert den Fahrer nicht, er ist nur heilfroh, dass er Max nicht überfahren hat. Natürlich hat Max jetzt ebenfalls weiche Knie und das Herz ist ihm inzwischen in die Hosen gerutscht und weiss nicht, was es da soll. Und Max ist einmal mehr bewusst geworden, an welchem seidenen Faden das Leben des Menschen – wie jeglicher Kreatur – doch hängt.

8

Neptun am Aszendenten

Wenn man Max fragen würde, ob er an Horoskope und Astrologie glaube, würde er das vehement verneinen. Trotzdem hat er sich intensiv mit der Materie beschäftigt, ist sogar imstande, ein Geburtshoroskop zu deuten, vor allem sein eigenes. Warum ihn – wie so viele – Astrologie interessiert, obwohl er weiss, wie unsinnig und unwissenschaftlich es ist zu glauben, dass die Sterne irgendeinen Einfluss auf unseren Charakter und unser Schicksal haben könnten, versucht er sich wie folgt zu erklären: Tief in unserem Innern ist das Bedürfnis angelegt, uns in einen grösseren Zusammenhang einzubinden, uns gewissermassen zum Teil des kosmischen Räderwerks zu machen (das ist natürlich eine völlig unwissenschaftliche Metapher – sich das All als Räderwerk vorzustellen, ist geradezu

mittelalterlich). Vielleicht sind die Astrologie wie auch die Religion nicht totzukriegen, weil wir (gemeint: wir Menschen) irgendwo in unserem widersprüchlichen Hirn ahnen, dass unser Verstand niemals imstande sein wird, die «ganze Wahrheit» zu erfassen – nicht mit aller Wissenschaft der Welt. Andererseits hat unser Hirn die Neigung, alles in Narrative zu packen, weil es nur in Narrativen denken kann. Die Astrologie liefert uns ein solches Narrativ und stellt Zusammenhänge her und dar, die vielleicht oder sehr wahrscheinlich gar nicht existieren. Sie verleiht uns eine Identität, die, wie der Buddhismus scharf erkannt hat, eigentlich gar nicht existiert, eine Illusion ist. Aber wir brauchen diese Illusion, wenn wir einigermassen «normal» leben wollen, es sei denn, wir seien bereits in den Stand der Erleuchtung erhoben, und das ist bekanntlich bei den wenigsten Menschen der Fall. Diese illusionäre Identität wird uns vorgegeben durch unsere Nationalität, unsere Zeitgenossenschaft, unsere Familie, die soziale Klasse, in der wir aufwachsen, das biologische und soziale Geschlecht, unsere Bildungsbiographie und letztlich wohl auch ein bisschen durch unsere Gene. Die Astrologie aber verleiht unserer Identität Einzigartigkeit, was wohl der Hauptgrund für Ihre Popularität ist. Die Astrologie ist so komplex, dass keine zwei Gebutshoroskope identisch sind, und gleichzeitig so einfach, dass sie unser Hirn als System gerade noch verstehen kann.

Also zum Hokusfokus-Horoskop von Max: Seine Sonne stand bei seiner Geburt im Sternzeichen Skorpion, obwohl das astronomisch natürlich Mumpiz ist, und auch sein Aszendent befand sich zur Stunde seiner Geburt in den

ersten Graden des Skorpions, so dass man von ihm als einem doppelten Skorpion sprechen könnte. Allerdings ist seine Wirkung auf andere alles andere als «typisch skorpionisch», was bedeuten würde, dass er kühl, unnahbar, geheimnisvoll, ein wenig gefährlich, gar abweisend, aber vor innerer Leidenschaft glühend wirken müsste. Max wird jedoch von den meisten seiner Mitmenschen als freundlich, gutmütig, aufgeschlossen und geradezu harmlos empfunden (d.h. man unterschätzt ihn gern ein bisschen, was ihm aber ganz recht ist – besser unterschätzt als überschätzt zu werden, als Überschätzter kann man die Menschen nur negativ überraschen), was er dahingehend interpretiert, dass viele seiner wichtigen Planeten in der Waage stehen, insbesondere Mond (Gefühl) und Mars (Kampfgeist, Streitlust). Diplomatische Eigenschaften und ein Streben nach Harmonie und Ästhetik sollen prägend für dieses Zeichen sein und es soll den von ihm geprägten Menschen einen freundlichen Charakter verleihen, der nach Liebe statt nach Streit strebt und Entscheidungen – die ihnen eher schwer fallen – letztendlich mit einem klaren Kopf trifft, was Waagen bei ihren Mitmenschen beliebt mache. Kommt dazu dass auf dem Aszendenten von Max exakt der Neptun steht, was seinem Charakter eine verträumte, realitätsfremde, geheimniskrämerische, aber auch soziale, empathische und hilfsbereite Komponente verleiht. Ausserdem bietet der Neptun Zugang zum Riesenreich der Fantasie, und das Max keine Fantasie hätte, liesse sich beim besten Willen nicht behaupten. Auch sein Hang zum Exzessiven und zum Rausch lässt sich zum Teil aus dieser Konstellation erklären.

Dass er sich trotzdem in der mitunter beinharten Realität zurechtfindet, verdankt er dem gestrengen und disziplinierenden Saturn, der in Konjunktion mit seiner Sonne steht. Allerdings typisch skorpionisch ist sein Forscherdrang, sein Hang, in die Tiefe zu schürfen und zu bohren, und sein starkes Interesse an Sexualität (das aber natürlich mit dem Alter abgenommen hat). Dass sich die meisten seiner Planeten in der linken Hälfte des Horoskops befinden, deutet auf eine starke Selbstbeobachtung und einen Hang zur Introspektion hin. Jupiter in Konjunktion mit Pluto im zehnten Haus lassen bei Max einen gewissen heimlichen Drang zur Macht und zur öffentlichen Einflussnahme vermuten, Eigenschaften, die aber eher im Hintergrund als «graue Eminenz» ausgelebt werden (man könnte sagen, Max ist eine heimliche oder insgeheime Rampensau). Fehlen noch Venus und Uranus. Venus steht im zweiten Haus im Schützen und könnte den Drang von Max erklären, sich mit Menschen aus fremden Kulturen zusammenzutun, und Uranus im neunten Haus im Löwen den Unwillen von Max, sich im Denken und im Glauben in konventionellen Bahnen zu bewegen, bildet also ein gewisses rebellisches Element in seinem Charakter. Schliesslich fällt ihm selbst in seinem Horoskop auf, dass das Erd-element völlig fehlt resp. kein einziger Planet in einem Erdzeichen steht, was eine gewisse Gleichgültigkeit seinerseits materiellen Dingen gegenüber erklären würde.

Max kennt das Geburtshoroskop von Andi nicht, ist sich nicht mal über dessen Geburtsjahr ganz klar. Sicher ist nur, dass Andi an einem 3. März geboren ist und ganz zweifellos «typische Fischeigenschaften» hat. Andi ist ein äusserst

sensitives und intuitives Wesen, sehr verletzbar und bei Verletzungen sich in sein Schneckenhaus zurückziehend, er ist sehr hilfsbereit und emphatisch, liebevoll und kümmernd. Aber er hat auch einen starken Willen; wenn er etwas erreichen will, verfolgt er sein Ziel mit grosser Hartnäckigkeit, und wenn er etwas nicht will, ist er durch keine Weise dazu zu bewegen. Sein Ja ist ein starkes Ja und sein Nein ein noch stärkeres Nein. Wahrscheinlich hat er neben der Fische-Prägung auch einen starken Widder-Anteil. Und weil ihm Sauberkeit und Ordentlichkeit und ein ästhetisches Auftreten so wichtig sind, wohl auch eine Betonung der Jungfrau in seinem Horoskop.

Dass sich Andi und Max auf einer seelischen Ebene intuitiv verstehen, liesse sich astrologisch gut verstehen. Empfindungslose, grobe Partner würden beide auf die Dauer nicht ertragen. Auch bringt sie ihre Prägung dazu, sich um den Partner zu kümmern und den Willen zu haben, dass es dem anderen gut geht. Andererseits ergänzen sie sich aber auch: Andi ist der erdverbundener, Max der intellektueller, Andi holt Max runter, wenn der mal wieder übertreibt oder panisch wird, und Max wird initiativ, wenn es darum geht, Entscheidungen voranzutreiben und Dinge organisatorisch ins Rollen zu bringen.

9

Das Rätsel von Meulaboh

Früher stand die Moschee mitten in der Stadt. Jetzt, auf dem Bild aus der Zeitung, ist die Stadt vom Tsunami plattgewalzt, bis weit ins Land hinein steht kein Stein mehr auf dem andern, auch ein paar wenige Palmen haben die herantosenden Wassermassen offenbar ebenfalls unbeschadet überlebt. Und mitten in der einst menschen-durchfluteten und jetzt zur menschenleeren Einöde gewordenen Ebene steht allein und verlassen und völlig intakt die Moschee. Warum hat ausgerechnet die Moschee von Meulaboh die Katastrophe heil überstanden? Ein Rätsel? Ein Rätsel.

Ein Rätsel, das Wolf Dombrowsky, der sich selbst als Katastrophenforscher und Psychologe bezeichnet oder der von der Zeitung als Katastrophenforscher und Psychologe bezeichnet wird und der vielleicht auch tatsächlich Katastrophenforscher und Psychologe ist, weil Psychologen immer irgendwie auch Katastrophenforscher sind, Wolf Dombrowsky erklärt sich und uns dieses Phänomen mit folgenden Worten:

«Viele Tempel und historische Stätten sind unversehrt geblieben, weil sie mit den richtigen Baumaterialien oder an der richtigen Lage gebaut wurden.»

Mit den richtigen Baumaterialien und an der richtigen Lage? Eine wahrhaft mysteriöse Erklärung, die mehr Fragen aufwirft als sie beantwortet. Mit der richtigen Religion hat es auf jeden Fall nichts zu tun: Von Naturkatastrophen verschont wurden und werden neben muslimischen Moscheen immer wieder auch christliche Kirchen, buddhistische und hinduistische Tempel. Zum Beispiel während des Bombenattentats in Kuta, Bali, im Oktober 2002: Da blieb der kleine buddhistische oder

hinduistische Tempel, der sich unmittelbar neben der Disco befand, der der Anschlag galt, völlig unversehrt.²

Andi hat eine andere Erklärung für das Phänomen der unbeschädigten sakralen Gebäude in katastrophalen Ereignissen: Magie. Für ihn lässt sich vieles, wenn nicht das meiste, mit Magie erklären. Und Max wird sich hüten, die Sichtweise seines «exotischen» Überlebenspartners aus der Perspektive des grossartig aufgeklärten Europäers zu belächeln. Wenn sein Freund Ereignisse und Phänomene mit Magie erklärt oder überhaupt die Magie zu seinem geistigen Fundament erklärt, dann hat das nichts mit Fatalismus zu tun und ist auch keine Bankrotterklärung des menschlichen Intellekts, sondern es ist vielmehr eine Form der intellektuellen Bescheidenheit, die mit dem instinktiven Wissen von der Beschränktheit unserer geistigen Möglichkeiten verbunden ist. Wir können und wir sollen wollen, aber wir müssen gleichzeitig wissen, dass die Ergebnisse unseres Strebens nur sehr beschränkt von uns selbst beeinflussbar sind und dass die grossen Ziele, die wir

² Beim Anschlag wurden 202 Menschen getötet und über 209 zum Teil schwer verletzt. Der islamistische Bombenanschlag war der bisher folgenschwerste Akt von Terrorismus in der indonesischen Geschichte. Die Opfer waren mehrheitlich ausländische Touristen, hauptsächlich Australier. Sechs Deutsche und drei Schweizer Staatsangehörige, aber auch 38 Indonesier fanden sich unter den Toten. Der Anschlag rief weltweit Bestürzung und Empörung hervor und hatte erhebliche Folgen für den Tourismus auf der beliebten Ferieninsel. Hatten zuvor rund 5.000 Touristen Bali täglich besucht, sank diese Zahl nach dem Terroranschlag um bis zu 80 Prozent. Andi hat den Anschlag als Augenzeuge miterlebt, sah die Toten, die zerfetzten Leiber, ein Schock.

vielleicht erreichen, letztlich nichtig sind. Es ist eine grosse Kunst, die Spannung auszuhalten zwischen dem Gefühl unserer Einzigartigkeit, unserer subjektiv gefühlten allumfassenden räumlichen und zeitlichen Präsenz und dem gleichzeitig vorhandenen Wissen, dass wir nicht einmal ein Staubkorn sind im Universum, ein winzig kleines Glied in der unendlich langen Kette der Generationen, und dass das Menschengeschlecht selbst nicht mehr ist als eine sehr kurze Episode in der Geschichte des Alls, nicht mehr als ein Wimpernschlag Gottes. Es ist eine grosse Kunst, die Spannung auszuhalten zwischen unserem Erkenntnisdrang und dem Wissen um seine Vergeblichkeit. Es ist eine Kunst, nicht verrückt zu werden.

Das alles weiss Andi sehr viel besser als Max, weshalb dieser ihn auch, aber nicht nur, als wichtigen Lehrer schätzt. Die indische Lehre, dass nur ein Guru dich zur Erleuchtung führen kann, ist gar nicht so falsch, bloss dass die Annahme irrig ist, der Lehrer selbst müsse vollkommen und erleuchtet sein. Oh nein, wir Unvollkommene müssen uns gegenseitig erleuchten und die Gurus von Max und Andi sind ganz gewöhnliche Menschen, vollkommen unvollkommene Vertreter der Gattung, gewöhnliche Menschen, an denen sie sich reiben können, die sie herausfordern, in Frage stellen, die ihre Gewohnheiten auf den Kopf stellen und die ihnen gleichzeitig eine Perspektive, eine Richtung und eine Basis geben und die Möglichkeit, das ganze Theater der kurzlebigen vollkommen unvollkommenen Existenz als manchmal sogar amüsantes und lustvolles Spiel zu erleben.

Max lernt also viel von seinem Geliebten, dieser aber auch von Max: ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Beide sind total vollkommen in ihrer Unvollkommenheit. Max lernt, wie gesagt, zum Beispiel den Glauben an Magie von Andi. Dank Andi bekommen Worte wie «Liebe» oder «Treue» einen ganz neuen Inhalt für ihn. Es ist beispielsweise nicht so, dass sie zusammen «eine Beziehung» hätten. So etwas zu behaupten würde für den Gefährten von Max überhaupt keinen Sinn machen. «Liebe» ist für ihn wie ein Baum, der Jahrringe zulegt, ein gemeinsames Wachsen, eine Schicksalsgemeinschaft, die sich nicht einfach beenden lässt, wenn es einmal schwierig wird. Liebe, das ist für ihn wirklich «bis dass der Tod uns scheidet». Aus dieser Sichtweise bekommt auch das Wort «Treue» einen ganz anderen Inhalt und hat in diesem Sinn höchstens am Rand etwas mit Sexualität zu tun. Treue bedeutet unbedingtes Zueinanderstehen, in guten wie in schlechten Zeiten. Max ist sich, wenn er darüber nachdenkt, und das tut er oft, bewusst, dass so etwas ein bisschen unmodern klingt, weil wir heutige Menschen nicht mehr gerne Verpflichtungen eingehen und das Unverbindliche schätzen und die Multi-optionsgesellschaft, weil wir uns nicht festlegen mögen, denn wir könnten ja etwas verpassen, das Glück, auch und gerade beziehungs-mässig, einen interessanteren, schöneren, gescheiteren, charmanteren oder auch reicheren Partner. Aber das ist Unsinn. Wir verpassen nur dann etwas, wenn wir nichts verpassen wollen.

10

Der Teufel im Schatten der Türme

Andi ist bereits einige Wochen vorher nach Hause geflogen. Am 6. November 2005 reist Max mit Malaysian Airlines zunächst nach Kuala Lumpur, und es ist das erste Mal, dass er Business-Class fliegt. Es ist das erste Mal, dass er sich das leisten kann, da er, nachdem anfangs 2004 auch seine Mutter gestorben ist, von seinen Eltern etwas Geld geerbt hat. Er schenkt sich diese besondere Reise selbst zum fünfzigsten Geburtstag. Und er könnte sich durchaus an ein wenig Luxus gewöhnen. Natürlich ist die Langstreckenfliegerei auch in der Business-Class nicht das reinste Vergnügen, aber viel angenehmer als in der

«Holzklasse» ist es natürlich schon, und das nicht in erster Linie wegen des aufmerksameren Service, des Champagners und des besseren Essens, sondern vor allem wegen der viel komfortableren Platzverhältnisse und einem Schallensitz, der sich waagrecht stellen und schon fast zum Bett umfunktionieren lässt.

Der Flug verläuft auf diese Weise also relativ angenehm, auch wenn es, wie immer, etwas irritierend ist, am Nachmittag loszufliegen und elf Stunden später, wenn man so richtig müde ist, am Morgen am südostasiatischen Zielort, in diesem Fall in der malaysischen Metropole, anzukommen. Geschlafen hat Max im Flugzeug nämlich trotz Schallensitz, einigen Drinks und einer geringen Dosis Beruhigungsmittel praktisch nicht; er leidet immer noch unter etwas Flugangst.

Er hat zwei Tage in der malaysischen Hauptstadt eingeplant und gönnt sich drei Übernachtungen im «Le Meridien». Eigentlich ist im Stopover-Arrangement der Malaysia Airlines der Transport vom Flughafen zum Hotel mit inbegriffen, aber natürlich gibt es im Flughafen von Kuala Lumpur niemanden, der ihn erwarten würde. Wenn Max sich vorher informiert hätte, wüsste er, dass vom Flughafen seit 2002 eine moderne und sehr bequeme Schnellbahn, der KLIA-Ekspres, ins Stadtzentrum fährt, und zwar in den Sentral-Bahnhof, den Hauptbahnhof, über welchem als einer der beiden Türme neben dem Hilton das Le Meridien in den blauen Tropenhimmel ragt. Da Max, der kein sehr systematischer Mensch ist, um es gelinde auszudrücken, sich aber nicht informiert hat, nimmt er nicht die Bahn,

sondern ein Taxi, das von einem Chinesen gefahren wird, und lässt sich die rund 50 Kilometer durch palmenbestandene Haine zur Stadt chauffieren. Der Chineser erzählt ihm, dass nur etwas mehr als die Hälfte der Malaysier Malaien seien und dass es vor allem viele Chinesen, aber auch eine grosse Gruppe Inder im Land und in der Stadt gebe, drei Volksgruppen, die nicht immer, aber meistens, friedlich zusammenleben würden und zusammengelebt hätten. Und er will Max zudem gleich allerhand zeigen und vermitteln und mit ihm abmachen und überhaupt eine wichtige Rolle in seinem Leben spielen. Er gibt Max seine Visitenkarte und dieser verspricht ihm hoch und heilig, ihn heute oder morgen abzurufen, ein Versprechen, das Max ganz sicher nicht einzuhalten gedenkt.

Das Hotel ist der Hammer. Vom Hauptbahnhof führt ein Lift direkt in die pompöse Eingangshalle mit riesigem Kronleuchter und dezenter Piano-Bar. Der kleine Herr Max staunt wieder einmal mit offenem Mund. Sein Zimmer befindet sich im 28. Stock und bietet durch die imposante Fensterfront, die die ganze Wand einnimmt resp. anstelle einer Wand in diesem Zimmer, na ja, existiert oder anwesend ist, einen atemberaubenden Rundblick auf die Skyline der erstaunlich grünen Stadt auf dem gegenüber liegenden Hügelzug, da, wo sich auch die Petronas-Doppeltürme in die Höhe recken. Tief unter sich sieht er das langgestreckte Gebäude des Nationalmuseums und ein Gewimmel von Autostrassen. In der Nacht verwandelt sich diese Szenerie in ein funkelndes Lichtermeer. Es ist fast schade, ein Hotelzimmer wie dieses überhaupt zu verlassen. Vorerst ist Max sowieso so müde, dass er sich ein

wenig hinlegen will. Nicht lange, bloss so für ein Stündchen...

Als er erwacht, ist es bereits später Nachmittag – Zeit für einen ersten Bummel durch die Stadt oder doch wenigstens durch die – meist indisch geprägten – Viertel, die nahe beim Hotel gelegen sind. Max ist noch etwas erschöpft von der langen Flugreise und seine Füße in den für diese Klimazone unpassenden Schuhen sind etwas geschwollen. Als es dunkel wird, überraschend früh, kauft er sich in einem Warenhaus eine Flasche australischen Rotwein, mit der er später von seinem Hotelzimmer aus den Rundblick über die Stadt geniessen will, und nimmt dann den gediegenen Service einer Freiluft-Swimmingpoolanlage mit Bars und tropischem Garten im zehnten Stock in Anspruch, der für die Gäste beider Hoteltürme, des Hilton und des Le Meridien, zugänglich ist und von ihnen benutzt werden kann. Max schwimmt ein bisschen in dem verwaisten Pool, trinkt allein an der Bar ein Bier und könnte sich für einmal so fühlen wie die Leute in den amerikanischen Filmen, die immer in solchen Hotels verkehren, aber er kommt sich vor allem etwas komisch vor, in einem Zwischenzustand – nicht mehr zu Hause und noch nicht am Ziel angekommen –, der ihn diese Umgebung als total unreal empfinden lässt. Und ein bisschen einsam fühlt er sich auch, was den Schauspielerinnen in den amerikanischen Filmen wohl nie widerfahren würde. Oder vielleicht doch?

Er schläft dann, nach dem Genuss der Flasche australischen Rotweins aus dem Supermarkt, trotz der Zeitverschiebung und obwohl er eben erst geschlafen hat, ziemlich

rasch wieder ein und hat am anderen Tag, den er nicht allzu spät in Angriff nimmt, seinen Jetlag schon fast überwunden. Es gibt ein üppiges Frühstücksbuffet, an dem man es so oder so halten kann – deftig britisch oder nudelig-asiatisch –, mit überaus reizenden und zuvorkommenden Kellnern, die sogar Zeit für ein kleines Schwätzchen haben und alle naselang den Tee nachgiessen. Danach hat Max sich für eine Stadtrundfahrt im Kleinbus angemeldet, an der neben ihm noch etwa fünf Personen aus anderen grossen Hotels der Stadt teilnehmen (ein Paar aus Syrien, mit dem Max einige Worte wechselt, Japaner, ein paar britische Langnasen sind wohl auch dabei). Es ist bewölkt und ab und zu tröpfelt auch ein wenig Regen aus dem bleigrauen Himmel, dabei ist es drückend heiss, ein Klima wie in einer Waschküche, das einem um den Kopf geklatscht wird, wann immer man dem klimatisierten Kleinbus entsteigt.

Die kleine Gruppe besichtigt die Sehenswürdigkeiten KLs, wie die Stadt meist genannt wird: Die Petronas Towers, die bereits vor dem 11. September 2001 mit 452 Metern höchsten Zwillingstürme der Welt, ragen über einer der grössten Malls Malaysias, des Suria KLCC, in den Himmel. Der umgebende Stadtteil, «Goldenes Dreieck» genannt, bildet den kommerziellen Mittelpunkt der Stadt und ist darüber hinaus Zentrum eines offenbar regen Nachtleben, wie die Tourismusbehörden von KL suggerieren wollen – dies trotz streng islamischer Gesetzgebung in diesem Land. Auf dem Dataran Merdeka oder Merdeka Square, dem Platz der Unabhängigkeit, wurde am 31. August 1957, dem Unabhängigkeitstag, erstmals die malaysische National-

flagge gehisst; zuvor war der grösste Teil Malaysias britische Kolonie gewesen. Der Kleinbus führt die Touristengruppe zur Istana Negara, der Residenz des malayischen Königs, des repräsentativen Staatsoberhauptes, der alle fünf Jahre aus den Reihen der Herrscher der neun Sultanate nach dem Rotationsprinzip ausgewählt wird, und zu den Lake Gardens, einem 92 Hektar grossen Park in der Nähe des Parlaments, der in früheren Zeiten einem britischen Kolonialvertreter gehörte.

Innerhalb des Parks gibt es spezielle Areale für Schmetterlinge, Rotwild, Orchideen und Hibiscus sowie den grössten Vogelpark Südasiens. Interessant ist auch der alte Bahnhof (Kuala Lumpur Railway Station) im viktorianischen Architekturstil, der 1911 fertiggestellt und im Jahr 2001 durch den neuen Hauptbahnhof (KL Sentral) abgelöst wurde, über den, wie erwähnt, das Meridien und das Hilton ragen. Aktuell dient der alte Bahnhof, ähnlich wie die Grand Central Station in New York, nur noch als Lokalbahnhof für den Nah- und Pendelverkehr. Eine weitere Sehenswürdigkeit ist das hemmungslos pathetische Nationaldenkmal (Tugu Negara), das die Gefallenen des malaiischen Freiheitskampfes während der japanischen Besatzungszeit und des anschliessenden Notstands (von 1946 bis 1960) ehrt. Da in Kuala Lumpur, wie gesagt, viele Chinesen und Inder leben, gibt es in der Stadt eine grosse China Town mit einem Chinese Night Market, einen indischen Markt und einige interessante Hindutempel. Als koloniales Erbe findet sich in KL auch eine anglikanische Kathedrale; dominante Religion ist aber natürlich der Islam, weshalb Moscheen wie die Masjid Jamek oder die

postmoderne Nationalmoschee (Masjid Negara) im Stadtbild von zentraler Bedeutung sind. Dem malaysischen Nationalmuseum (Muzium Negara), das Max von seinem Hotelzimmer aus tief unter sich winzig klein wie ein Merklin-Modellhaus sehen kann, stattdessen ebenfalls einen Besuch ab.

Im Internet hat Max recherchiert, dass Homosexualität in Malaysia eigentlich gesetzlich immer noch verboten sei. Es lassen sich im Netz aber trotzdem ein paar Lokale und Treffpunkte ausfindig machen, unter anderem ein Lokal mit «Massage-Boys». Max fährt mit der Hochbahn ins Zentrum hinüber, aber irgendwie gelingt es ihm nicht, die Adresse mit diesem Laden zu finden. Als er dann so orientierungslos in der Gegend herumstoffelt, wird er von einem der unvermeidlichen Taxifahrer KLs angesprochen, dem er zu erklären versucht, worauf er aus ist – aber offenbar nicht deutlich genug. Zwar bringt der Taxifahrer ihn an einen Ort, wo Mann sich massieren lassen kann, aber es sind ausschliesslich junge Mädchen zugegen, worauf Max auf diesen Service dankend verzichtet und sich wieder dem Komfort seines Hotels hingibt.

Schliesslich soll er sich ja morgen wieder mit seinem Liebsten, Andi, vereinigen, mit dem er inzwischen seit über einem Jahr nach kantonalzürcherischem Recht verpartnert ist, wie das so schön heisst; er ist mit seinem Freund also quasi verheiratet, was einerseits damit zu tun hat, dass Andi nun ganzjährig in der Schweiz leben darf, andererseits aber auch damit, dass er dies ganz altmodisch als partnerschaftliche Verpflichtung versteht.

Anderntags hat Max noch einmal etwas Zeit für einen Stadtbummel, denn sein Weiterflug nach Bali ist erst um 15 Uhr vorgesehen. Er treibt sich in gigantischen Konsumtempeln herum, deren eines den für ein Einkaufszentrum eigenartigen Namen Setan (Teufel) trägt, und möchte dann auf die Aussichtsplattform der Petronas-Türme, aber der Zugang zu ihr ist den ganzen Tag für Schulklassen reserviert. Dass das Einkaufszentrum quasi ein Konsumtempel ist, der dem Teufel gewidmet sein soll, hat seine fast biblische Folgerichtigkeit.

11

Auf der Insel der Götter und Dämonen

Der Flug nach Bali dauert drei unaufgeregte Stunden, der Anflug auf die Götterinsel ist spektakulär und gewährt Einblicke in grossartige, bewaldete Vulkanberge und andere Erhebungen, die im Wolkenmeer schwimmen. Die Insel ist von einem üppigen, satten Grün, umgeben vom Smaragd des indischen Ozeans. Am Flughafen wird Max von Andi und seinen beiden Kumpel Yono und Anto erwartet. Anto hat von einem Liebhaber einen Pickup geschenkt bekommen und chauffiert sie zum «Bali Coconut Hotel». Das ist ein gemütliches kleines Hotel im traditionellen balinesischen Stil mit Swimmingpool und Garten ganz in der Nähe des Strandes, den sie allerdings nur selten

besuchen (und wenn, dann meistens abends zum Sonnenuntergang). Das Hotel ist nur etwa zu zehn oder fünfzehn Prozent belegt, und auch sonst wirken Kuta und ganz Bali ziemlich ausgestorben, da kurz vorher, im Oktober, erneut Bombenanschläge stattgefunden haben (einer in einem Restaurant, ein anderer am Strand). So genannte Rucksackbomber waren am Werk, und im indonesischen Fernsehen ist praktisch dauernd vom Terrorismus und von der Jagd auf Terroristen die Rede, wobei Max natürlich nur der Spur nach versteht, worum es im Einzelnen geht. Sie haben zwei Zimmer gemietet, im einen nächtigen Yono und manchmal auch Anto, nicht selten auch Andi, weil Max wieder einmal zu sehr schnarcht. Die Zimmer sind okay, nicht ganz so luxuriös wie dasjenige im Le Meridien natürlich, aber mit bequemen Betten und allem, was es braucht (und was es für Max vor allem braucht, ist eine Klimaanlage). Auch kann man sich zu jeder Tages- oder Nachtzeit Speis und Trank ins Zimmer ordern, mit einer Mischung aus Eleganz und Gelassenheit jonglieren Balinesinnen die vollen Tabletts zu ihren Gemächern.

Die erste und die letzte Woche verbringen Max und Andi mit dessen Freunden in Bali, während sie sich zu Beginn der mittleren Woche in Antos Pick-up die Küste entlang Richtung Westen aufmachen, um dann bei Gilimanuk mit der Fähre nach Banyuwangi überzusetzen. Die Hafenstadt Gilimanuk ist etwa 135 Kilometer von Denpasar entfernt und verbindet mit einem Fährbetrieb über die Bali-Strasse, deren Überquerung etwa eine Stunde dauert, die Insel mit Ost-Java. Die Küstenfahrt von Denpasar nach Gilimanuk führt durch ein landschaftlich ausserordentlich reizvolles

Gebiet mit zum Meer hin abfallenden Reisterassen und saftigen Plamenwäldern, die sich die Hügel hinaufziehen. Die Strassen in Bali sind zwar relativ gut, aber auch schmal, und die Fahrweise der Einheimischen ist ziemlich rasant und manchmal auch etwas riskant. Für den Geschmack von Max definitiv zu riskant – zum Beispiel, wenn eine Gruppe von drei oder vier astmathisch einen Hügel hinaufkeuchenden Lastwagen bei völlig unzureichenden Sichtverhältnissen überholt werden soll. Am schlimmsten sind die Busfahrer, die wie die Räuber über die Strassen bretern. Anto fährt aber relativ vorsichtig. Die Überfahrt auf der Fähre ist dann das reinste Vergnügen, der Blick auf die Berge des immer näher kommenden Java grossartig. In Banyuwangi kaufen sie zunächst in einem Warenhaus Geschenke für Andis Familie: einen Sarung für die Mutter, ein grosses Spielzeugauto für den Neffen und sonst ein paar Kleinigkeiten zum Verteilen. Ins Landesinnere bis zur Kleinstadt Genteng und bis zum Heimatdorf Andis, das aus im Palmenwald locker verstreuten Häusern besteht, dauert es dann noch etwa eine Stunde. Andi hat sich ein steiner-nes Haus gebaut, oder gleich zwei, eins für sich und eins für seine alte, kranke Mutter, aufgewachsen aber ist er in einer Bambushütte, in ärmlichsten Verhältnissen. Die Mutter hat ihre Kinder –vier Söhne, zwei Töchter – allein aufgezogen; nachdem ihr Mann sie hat sitzen lassen, um mit einem Ladyboy durchzubrennen, hatte sie kein Interesse mehr an Männern, war ihr partnerschaftlicher Bedarf gedeckt und sie lehnte entsprechende Angebote dankend, aber bestimmt ab.

Die Mutter, mit der sich Andi eng verbunden fühlt, die er mehr als alles andere liebt und verehrt, hat sich abgerackert und dabei ihre Gesundheit ruiniert, um die Kinder durchzufüttern; jetzt leidet sie unter schwerem Asthma und unter Bluthochdruck. Sie ist eine zerbrechlich wirkende, aber bestimmte Person, die fast nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheint. Die Erfahrung der Armut, die er als Kind erlebt hat, hat sich tief in die Seele von Andi eingebrannt. Diese Erfahrung hat ihn sein Selbstvertrauen gekostet; er findet sich seltsam und hässlich, bezeichnet sich nicht nur im Scherz als Monster. «I'm such a strange person», ruft Andi manchmal verzweifelt aus. Ich werde dann fast ein wenig wütend: «You 're a strange person – so what? I am also a strange person, everybody is a strange person, where is the problem? You can be ashamed of it, you can be afraid of it, you can be proud of it, you can make the best out of it, you can enjoy it: the choice is yours!» Andi schaut Max nach einem solchen Ausbruch jeweils nur ganz verwundert an. Andi weiss das alles, aber er ist sich auch bewusst, dass es leichter gesagt als getan ist, aus seiner Besonderheit das Beste zu machen. Schliesslich handelt es sich dabei um eine veritable Lebensaufgabe.

Als Kind, sagt Andi, hatte ich nie die Möglichkeit, zu spielen, ich musste arbeiten, zum Beispiel Kaugummi oder Eis verkaufen. Alles, was er an Bildung mitbekommen hat, ist ein bisschen Schule und dann noch ein bisschen Koranschule; das meiste hat er vom Leben gelernt. Andi hält sich deshalb selbst für dumm. Er ist aber alles andere als dumm; er hat eine schnelle Auffassungsgabe, er spricht

mindestens vier Sprachen (Bahasa Indonesia, Javanisch, Balinesisch, Englisch, etwas Deutsch), er hat einen kreativen Geist und – untrüglichstes Zeichen für Intelligenz – er hat Humor. Das Leben, von dem er das meiste gelernt hat, wie wir alle übrigens, führte Andi zunächst nach Bali, wo er erst auf dem Bau («in the project») und dann in einem Warung (einem kleinen Strassenrestaurant) arbeitete, und zwar von morgens fünf Uhr bis abends neun Uhr, sieben Tage die Woche, für 20'000 Rupiah pro Tag, plus Kost und Logis (heute sind 20'000 Rupiah etwa 1.20\$ wert, damals lag deren Wert inflationsbedingt natürlich höher, aber viel war es definitiv nicht). Da lernte er kochen. Dann hatte Andi Glück: Er wurde von Lorna, einer amerikanischen Ärztin, die in Bali unter anderem Aids-Prävention betrieb, als Hausbursche engagiert. Hier lernte er Englisch, wurde nicht nur anständig, sondern wahrhaft freundschaftlich behandelt, bekam mit, wie so genannte Bule (wie Poulet ausgesprochen, aber mit weichem B), also Westler, so ticken, und was es heisst, schwul zu sein.

Amerikanischer Wikipedia-Eintrag über Lorna E. Thorpe:

Lorna E. Thorpe ist eine amerikanische Epidemiologin, Professorin und Direktorin der Abteilung für Epidemiologie an der NYU Langone Health. Sie ist stellvertretende Vorsitzende für Strategie und Planung in der Abteilung für Bevölkerungsgesundheit und im Vorstand des American College of Epidemiology. (...) Thorpe war Studentin an der Johns Hopkins University. Thorpe erwarb einen Master of Public Health an der University of Michigan (...) Nach ihrem Abschluss zog sie nach China (diese Angabe ist offensichtlich falsch, sie zog nicht nach China, sondern nach Bali, C.U.), wo sie sich mit Familienplanung und dem HIV/AIDS-Programm beschäftigte (und zwar vor allem von männlichen Sexworkern, C.U.). Thorpe wechselte für ihre Doktorarbeit an die University of Illinois Chicago, wo sie die

Auswirkungen des Drogenkonsums auf durch Blut übertragene Krankheitserreger untersuchte. (...) Sie war medizinische Mitarbeiterin für Epidemiologie an den Centers for Disease Control and Prävention, wo sie sich auf epidemische Aufklärung konzentrierte und in der internationalen Tuberkulosebekämpfung arbeitete. (...)

Thorpe begann ihre akademische Karriere beim New Yorker Ministerium für Gesundheit und psychische Hygiene, wo sie als stellvertretende Kommissarin für Epidemiologie fungierte. In dieser Funktion überwachte sie das Wachstum der Abteilung für Epidemiologie und investierte in Initiativen, um die Bedürfnisse der Einwohner von New York City besser zu verstehen. (...) Nach neun Jahren im Gesundheitsamt wechselte sie an die CUNY Graduate School of Public Health & Health Policy, wo sie zur Vorsitzenden der Abteilung für Epidemiologie und Co-Direktorin des NYU-CUNY Prevention Research Center ernannt wurde, (... und) wo sie mit den Centers for Disease Control and Prevention an der Verringerung von Ungleichheiten bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen arbeitete.

Thorpe kam 2016 zur NYU Langone Health. Sie ist auf die Überwachung der Bevölkerungsgesundheit und die Beziehung zwischen Epidemiologie und öffentlicher Ordnung spezialisiert. (...) Ihre Forschung befasste sich mit Bluthochdruck, Umweltbelastungen und den Auswirkungen der Anschläge vom 11. September auf die öffentliche Gesundheit. (...) Ihre Forschung zeigte, dass ein Viertel der Fälle in den Vereinigten Staaten mit leicht zugänglichen Fast-Food-Läden mit einer höheren Rate an Typ-2-Diabetes verbunden sind. (...)

Ach Wikipedia, quo vadis? Was der Wikipedia-Eintrag auch noch verschweigt: Paul, einer der Mitarbeiter von Lorna, wird in Bali ermordet, weil er einem einheimischen Liebhaber zuviel Vertrauen und zu wenig Misstrauen schenkt resp.entgegenbringt und sich zu wenig bewusst ist, wie verlockend vermeintlich leicht zu erlangender Reichtum für arme Menschen ist; dem Dieb und Mörder bringt seine Tat allerdings auch kein Glück, wird er doch wegen seines wenig intelligenten Verhaltens (demonstatives Herumfahren mit dem gestohlenen Wagen des Emordeten) schon

bald verhaftet und zu vielen Jahren Knast verurteilt, die er wohl kaum überlebt oder überlebt hat. Andi ist aber voll des Lobs über die faire, freundschaftliche Behandlung von Lorna und ihrer Crew.

Vorher hatte Andi zwar auch schon sexuelle Beziehungen mit Männern (vor allem mit einem Lehrer an der Koranschule), aber damals, sagt Andi, «wusste ich noch nicht, was Blasen, Ficken und Küssen bedeutet». Wenig später lernt Andi an Balis Stränden seine ersten schwulen Sponsoren aus dem Westen kennen. Von Lorna bekommt er das Geld, um einen eigenen rollenden Warung zu eröffnen. Da er aber überhaupt kein Geschäftsmann und ein Mensch mit einem grossen, freigiebigen und mitleidigen Herz ist, verschenkt er das Essen lieber, als er es verkauft, und geht schliesslich bankrott.

Irgendwann wird er von einem seiner Sponsoren nach Deutschland eingeladen; allerdings hält diese Geschichte nicht, da der Deutsche bald zu seinem indonesischen Exfreund zurückkehrt. Das ist für Andi die grosse Enttäuschung Nummer eins.

Felix lernt Andi in der Bar kennen. Da ist Andi noch keinen Tag in Zürich. Er hat Holland Hals über Kopf verlassen, wegen grosser Enttäuschung Nummer zwei, die sich in der Person eines holländischer Zahnarzt inkarniert hat, stinkreich und Besitzer von mindestens zwei Porsches, aber geizig, ein Arschloch und immer noch ungeoutet, obwohl schon fünfzig oder gar darüber. Also versteckt er Andi regelrecht in seiner Wohnung über der Praxis in Amers-

foort oder schliesst ihn sogar in seinem Zimmer ein, auch auf der Strasse darf Andi sich nicht in der Nähe des schnauzbärtigen Dentisten zeigen, sondern hat auf der anderen Strassenseite zu gehen. Dafür darf er sich dann vom Doktor, der offenbar sexuell auf diese Marke konditioniert ist, also eine Adidas-Macke hat, in Adidas-Klamotten stecken lassen...

Irgendwann hält Andi das nicht mehr aus – das Eingesperrt-sein, das Verleugnetwerden, mit der Adidas-Macke könnte er notfalls leben – und er flüchtet zu indonesischen Freunden in der Schweiz. Dort lernt er Max kennen oder Max lernt Andi kennen und Max verliebt sich Hals über Kopf in ihn (er ist zwar damals noch mit Sonny liiert, aber diese Beziehung bröckelt bedenklich). Oder nein, verliebt ist Max eigentlich nicht, es ist nicht dieses brennende, rauschartige, süchtige Gefühl, wie er es bisher hatte, aber er liebt Andi von Anfang an, ahnt, dass Andi der Mensch ist, nach dem er ein Leben lang gesucht hat, dass Andi sein Soulmate werden könnte. Es braucht aber sehr lange, bis Max das Vertrauen von Andi gewonnen hat – Andi ist ein gebranntes Kind.

12

Im javanischen Dorf

Im javanischen Dorf wird Max bestaunt. Ein Reigen von Besucherinnen und Besuchern aus der näheren und der weiteren Nachbarschaft defiliert an ihm vorbei. Er sitzt auf dem Sofa und lächelt die Besuchenden an, diese lächeln zurück, und nach einer Weile ziehen sie weiter. Plötzlich Aufregung: Der Schwager («Schwiegerbruder») von Andi, erfährt Max, wurde an einer berühmten Wegbiegung von einem Geist angefallen und ist jetzt von diesem besessen. Er kann nicht mehr sprechen, er kann nicht mehr essen oder rauchen, er liegt mit verdrehten Augen in einem verdunkelten Zimmer und gibt seltsame Laute von sich. Ein Exorzist, ein sogenannter Dukun, wird aufgeboten; es erscheint eine eindrucksvolle charismatische Figur, ein älterer Mann mit intensiven Augen. Aber der Geist teilt

diesem mit, es sei noch nicht die Zeit gekommen, ihn auszutreiben, der Geistheiler solle doch morgen noch einmal vorbeikommen, um sechzehn Uhr. So geschieht es denn auch, und um sechzehn Uhr dreissig sitzt der «Patient» zwar mit noch etwas wirrem Haar, aber bereits wieder quicklebendig und die erste Zigarette nach der Inbesitznahme seines Körpers durch den Geist rauchend auf dem Sofa – der Geist, Hantu genannt, war offenbar Nichtraucher.

Ein Nachbar von Andi, ein sehr frommer Herr so um die achtzig, spricht die ganze Zeit Arabisch mit Max, wahrscheinlich, weil das die einzige Fremdsprache ist, die er kann, vielleicht aber eher, weil er so fromm und Arabisch die Sprache Allahs oder zumindest die seines Propheten ist – und es stört ihn eigentlich nicht, dass Max auf Englisch oder auch auf Schweizerdeutsch – es kommt auf das Gleiche heraus – oder auch bloss mit einem Lächeln antwortet.

Tagsüber machen sie Ausflüge im Pickup von Anto ins nach wie vor archaisch anmutenden Land, fahren an menschenleere, verlassene Strände, vorbei an Kaffee- und Kakao-plantagen, durch Dörfer und zum Kalibaru Cottage, einer zwischen Banyuwangi und Jimber gelegenen komfortablen Hotelanlage mit Swimmingpool, wo man auch Bintang-Bier bekommt. Sonst ist Ostjava sozusagen trocken. Es gibt zwar einzelne spezielle Shops, meist solche, die ungläubigen Chinesen gehören, in denen man einen Whisky-Verschnitt oder indonesischen Arrak bekommen kann, aber solche Shops sind gut getarnt und nur von Insidern zu finden;

dieses Gesöff trinken sie abends heimlich in der Cola vor dem Fernseher. Die Programme der indonesischen TV-Stationen erscheinen Max ziemlich strange, fast immer spielen in ihnen Geister eine tragende Rolle, zum Beispiel Geister in der Gestalt von Pferden oder Schweinen oder auch bloss von Pferde- oder Schweineköpfen oder auch kindergrosse, Tujul genannte Geister, die diebisch wie die Elstern sind. Max erkennt, wie wenig er sich im Lebensgefühl und den Denkgewohnheiten seiner indonesischen Freunde immer noch auskennt. Diese Fremdheit ängstigt ihn aber nicht, im Gegenteil: sie stachelt seine Neugier an.

13

Nach dem Beben ist vor dem Beben

Die letzte Woche verbringen sie wieder in Bali. Dort beginnen die Tage für Max fast immer mit einem Nudelsuppen- oder Omlette-mit-Toast-Frühstück im überdachten Freiluftrestaurant des Hotels oder am Pool. Meist ist es dann schon heiss. Tagsüber machen sie – Felix, Andi und Yono – Ausflüge, mit einem Taxi, das sie samt Fahrer für etwa dreissig Franken pro Tag gemietet haben. Sie fahren auf der ganzen Insel herum, nach Westen zum Besakih-Tempel, noch Norden in die Vulkangegenden des Gunung Batur, zum Tanah Lot, dem Meerestempel, zum Lake Bratan... Bali hat vor allem eine wunderschöne Landschaft zu bieten, in der Menschen mit einer komple-

xen und reichen Kultur leben, was sich unter anderem in den unzähligen Tempelanlagen und im hoch entwickelten Kunsthandwerk ausdrückt. Ihr Fahrer ist Made Laba, ein kleiner, freundlicher, etwas scheuer brauner Mann.

Wenn sie auf ihren Touren für eine nähere in Augenscheinnahme irgendwo anhalten, bleibt Andi meistens im Wagen oder setzt sich in den Schatten eines Baumes, weil seine Augen das grelle Sonnenlicht nicht ertragen, er aber (aus Eitelkeit oder vielmehr wegen mangelndem Selbstvertrauen) keine Sonnenbrille tragen mag. Er bleibt aber auch im Wagen, weil Menschenansammlungen ihm auf den Magen schlagen. Wobei mit Menschenansammlungen in diesem November aufgrund der Bombenanschläge im Oktober eher nicht zu rechnen ist: Es hat auch bei den grössten Sehenswürdigkeiten kaum Touristen, und entsprechend beklagen sich die vielen Menschen, die in irgendeiner Form vom Tourismus abhängig sind, bitter über mangelnde Einkünfte. Deshalb kauft Max schon mal aus Mitleid ein Souvenir. Dabei sind die Balinesen nie zudringlich und unangenehm, ausser beim Besakih-Tempel, wo Max ziemlich über den Tisch gezogen wird. Da gibt es aggressiv bettelnde Kinder (wie Max sie auf dieser Reise sonst nie gesehen hat), zudringliche Jugendliche, die ihn für ein horrendes Geld etwa fünfzig Meter auf dem Motorrad mitnehmen, falsche Tempelwächter, die einem ein absurd hohes «Eintrittsgeld» abverlangen (obwohl in Bali grundsätzlich nirgendwo Eintritt für die Besichtigung eines Tempels verlangt wird, allenfalls ein kleines Entgelt für die Ausleihe des Sarongs, den jeder Besucher tragen muss) und Fremdenführer, die ihn durch die Tempelanlage

führen wollen. Yono, sein javanischer Begleiter, wird von diesem Ansturm genauso überrumpelt wie Max, der völlig unvorbereitet zum Tempel gekommen ist (hätte er sich vorher informiert, dann hätte er sich wappnen können, es ist nämlich kein Geheimnis, dass Touristen am Besakih abgezockt werden). Sein Führer ist allerdings recht nett, er führt ein kleines hinduistisches Ritual mit Max durch und entschuldigt sich am Ende sogar noch für das geldgierige Verhalten seiner Landsleute.

Seinen fünfzigsten Geburtstag feiert Max mit seinen Freunden in einem Fischrestaurant in Jimbaran. Das Restaurant liegt direkt am Strand, ihr Tisch, von Fackeln beleuchtet, steht im Sand, über ihnen hängt ein riesiger Vollmond im Himmel, im Blick haben sie die vom nahen Flughafen an- und abfliegenden Flugzeuge. Balinesische «Strassenmusikanten» spielen seltsamerweise ziemlich seltsam interpretierte westliche Rocksongs, bevor sie mit dem Hut von Tisch zu Tisch ziehen. Made Laba sitzt mit am Tisch, ist aber etwas gehemmt. Andi hat Berge von Shrimps, Muscheln und Fisch bestellt, es ist eine verschwenderische Menge, aber Andi kann es nicht haben, wenn eine Tafel kärglich aussieht, das heisst nicht überquillt von Speis und Trank – sie können längst nicht alles essen. Sie bestellen sich häufig auch Essen aufs Zimmer oder an den Pool, während im Fernsehen irgendwelche gruseligen Gespensterserien, die Nachrichten, vorwiegend zu Mord und Totschlag, oder eine Gesangsshow im Stil von Music-Star oder eine Sportsendung läuft. Manchmal holen die Jungs auch eine Flasche Wodka oder Bacardi aus dem Shop gegenüber, die zu

Dangdut-Musik in erstaunlich kurzer Zeit vertilgt wird, worauf sie sturzbetrunkene ins Bett sinken. Manchmal lassen sie Max in der Hotelanlage zurück und gehen nach Bedeng resp. ins reguläre Zimmer von Andi, um sich von einer älteren Frau massieren zu lassen oder eben auch dort ein wenig abzuhängen und mit den Nachbarn die Zeit zu verplaudern. Max nehmen sie natürlich auch mit, wenn der das will. Das Zimmer ist aber nur klein und hat gerade Platz für einen Fernseher und das Bett, auch gibt es da keine Klimaanlage und ist deshalb recht heiss. Auf Bali hat man ein ziemlich entspanntes Verhältnis zur Zeit, während Max, der weiss Gott kein extremer Macher ist, immer das Gefühl hat, jetzt dann etwas unternehmen zu müssen.

Nirgendwo lässt es sich so gut langweilen wie in den Tropen. Denn in den Tropen, da ist es feucht und heiss, und das ist ein schlechter Nährboden für ausschweifende Aktivitäten. Die letzten drei Tage vor dem Abflug ist Max ausserdem krank, hat Halsschmerzen und Fieber, daran ist sicher die Klimaanlage schuld. Er hat überhaupt keine Energie mehr, liegt nur herum und liest manchmal ein bisschen in seinem Reiseführer über das balinesische Kastensystem, das zwischen vier grossen gesellschaftlichen Gruppen unterscheidet: den Brahmanas (Kaste der Priester), den Satryas (Kaste der Krieger), den Wesyas (Kaste der Vasallen des Hofes) und den Sudras (niedere

Kaste, welche etwa 95% der gesamten Bevölkerung in sich vereint).³

Heute sei die Wirtschaftskraft des balinesischen Adels zugunsten der Sudra stark zurückgegangen, welche besser auf eine liberale Wirtschaftsform vorbereitet gewesen seien, liest Felix. Dennoch mangelt es offenbar auch einem reichen Sudra niemals an Respekt gegenüber einem Noblen, selbst wenn dieser gezwungen ist, in einem der Reisfelder zu arbeiten (was heute immer häufiger der Fall sei). Das balinesische System der Namengebung ist eine Kombination aus zwei Prinzipien, um so die Zuordnung zu einer bestimmten Kaste und zugleich auch die Geburtenreihenfolge innerhalb einer Familie anzeigen zu können. Dieses System verkompliziert sich, wenn es zu einer Heirat zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kasten kommt, zugleich kennt es jedoch auch Ausnahmen. Ida Bagus (männlich) und Ida Ayu (weiblich) zeigen die Zugehörigkeit zur Kaste der Brahmanas an, Guste ist ein gemeinhin von den Vasallen des Hofes genutzter Name, wohingegen Gusti Agung, Anak Agung und Cokorda Repräsentanten des Hochadels sind (und den Titel «Prinz» oder «Prinzessin» tragen), sowie Desak (weiblich) und Dewa (männlich) dem kleinen Adel angehören. Die Namenszusätze Wayan (oder Putu), Made (oder Kadek), Nyoman (oder Koemang) und Ketu bedeuten der Reihenfolge nach Erstgeburt, zweite, dritte und vierte Geburt. Ihr Fahrer Made Laba ist also ein

³ Das Kastensystem Balis ist viel weniger kompliziert, strikt und ausschliessend als das indische. Auf Bali gibt es zum Beispiel keine Unberührbarkeit und eine eingeschränkte Kommensalität (gemeinsames Essen) gibt es nur in den höheren Rängen.

Zweitgeborener. Mit der Geburt des fünften Kindes beginnt der Zyklus von Neuem.

Auch den Abschnitt über Besakih, den Muttertempel, liest Max nun in seinem Reiseführer doch noch: Dieser Tempel sei, nach der Islamisierung Indonesiens, die lediglich Bali und Lombok nicht erfasste, das zentrale hinduistische Heiligtum in Indonesien. Die Anlage, vermutlich im 8. Jahrhundert gegründet, liegt, wie Felix es auch mit eigenen Augen gesehen hat, am Fuss des Gunung Agung, einem nach wie vor aktiven Vulkan. Die Tempelanlage besteht aus über 200 Bauwerken. Die Fürstengeschlechter haben jeweils ihren eigenen Bezirk, Dörfer, Kasten, Sippen verfügen über eigene Tempel oder Schreine, jeweils umgeben von einer Mauer. Steht alles im Reiseführer. Und Vorsicht, man werde am Besakih-Tempel gerne abgezockt.

In der Grundstruktur ist die Anlage nach der Hindu-Göttertrinität Brahma-Shiva-Vishnu gegliedert. Diesen drei Göttern sind auch die Hauptheiligtümer gewidmet. Einmal im Jahr findet bei Vollmond ein von vielen balinesischen Gläubigen besuchtes grosses Fest in diesem Tempelkomplex statt, wenn die Rajahs Balis erscheinen und ihren Vorfahren opfern. Alle hundert Jahre feiert man hier ausserdem das «Eka Dasa Rudra», bei dem das Universum symbolisch gereinigt wird. Symbolträchtig brach zu Beginn des letzten Eka Dasa Rudra am 8. März 1963 der Gunung Agung aus. Ein Viertel Balis wurde mit Lava bedeckt, 1600 Menschen starben und 86'000 wurden obdachlos. Ein Lavastrom bewegte sich auch auf den Muttertempel zu. Aber vor dem Komplex teilte sich der Strom und die

Tempelanlage blieb verschont. Ja, in dieser Gegend der Welt gibt es noch richtige Wunder.

14

Big Apple, Wanderschuhe, Seepferd

2⁰⁰⁷ reist Max erstmals nach New York – ohne Andi, denn dieser kann als Indonesier wahrscheinlich kein Visum für die USA bekommen; ausserdem hat er wenig Interesse an einer USA-Reise, er will ja kein Geld ausgeben, sondern welches verdienen, und im Moment läuft das Geschäft gut. Warum will Max diese Reise? Nun, er hat eine Menge Überzeit auf seinem Zeitkonto beim Hilfswerk und ist angehalten, diese bis spätestens März zu kompensieren resp. abzubauen. Und warum gerade nach New York? Max träumt immer wieder, in New York zu sein, er träumt nicht davon, es ist kein Wunschtraum, es ist ein nächtlicher Traum, und in diesem Traum träumt er davon, endlich seinen Wunschtraum einer Reise nach New York verwirk-

licht zu haben. Und er denkt im Traum: Nein, dieses Mal träume ich nicht bloss, in New York zu sein, dieses Mal bin ich es wirklich. Und dann erwacht er, um enttäuscht festzustellen, dass es wieder nur ein «Wunsch-Traum» war. Das muss aufhören, denkt Max, und bucht das Ticket sowie neun Nächte im Roosevelt-Hotel mitten in Manhattan. Mitte Februar fliegt er los.

Andi sagt, es mache ihm nichts aus, allein in Zürich zurückgelassen zu werden. Aber das stimmt nicht ganz. Natürlich mag er Max die wohlverdienten Ferien gönnen, aber als Max dann tatsächlich weg ist, fühlt er sich in der Wohnung an der Höschgasse doch ziemlich einsam. Natürlich hat er indonesische Kollegen in Zürich, aber das sind eben Kollegen und der Austausch mit diesen geschieht auf einer eher oberflächlichen Ebene, schliesslich steht man auch in einem Konkurrenzverhältnis zueinander und der soziale Status in der Gruppe muss stets aufs Neue ausgehandelt werden. Einmal ruft er ganz verzweifelt an, als Max im verschneiten Central Park vor Kälte zitternd auf einer Bank sitzt, man hört im Hintergrund kakophonische Musik, Rufen und Geknalle. Andi ist in Luzern, wo gerade Fasnacht gefeiert wird, wie der Karneval in der Schweiz bezeichnet wird. Er sei von Joe, der eigentlich Josef heisst und dem er einmal alle zwei Wochen die Wohnung putzt, in ein Restaurant eingeladen oder vielmehr dahin mitgeschleppt und dessen Freunden vorgestellt worden, das sei schrecklich gewesen, er habe es nicht mehr ausgehalten und das Lokal fluchtartig verlassen, ohne sich zu verabschieden. Er sei fast im Boden versunken vor Scham. Max weiss, dass Andi Menschenmassen nicht erträgt, dass sie

ihn in Panik versetzen. Auch fühlt sich Andi vor Angst ausserstande, mit Fremden zu sprechen. Max vermutet, dass es damit zusammenhängt, dass Andi ein äusserst geringes Selbstwertgefühl esp. Selbstvertrauen hat. Er fühle sich dumm, ungebildet, da er nur die Grundschule besucht habe. Aber das stimmt nicht, Max findet Andi wunderbar, begabt und klug und sagt es ihm auch immer wieder, aber das hilft wenig, Andi bleibt sich selbst gegenüber am skeptischsten.

Max hat nach diesem Telefonat ein schlechtes Gewissen. Er hat das Gefühl, Andi im Stich gelassen zu haben. Auch sonst ist er nicht sehr glücklich, also nicht wie Kevin allein in New York. Er schreibt in sein Tagebuch: «Nun bin ich schon den dritten Tag in New York, und es stimmt also, Amerika existiert, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, die Brooklyn Bridge gibt es tatsächlich, und die Skyline von Manhattan, wenn man mit der Fähre nach Long Island fährt, an der Freiheitsstatue vorbei, die kleiner als erwartet und etwas verloren auf einem Inselchen hockt, oder steht, ist ebenfalls nicht nur aus einem Film, und ja, die Zwillingsstürme sind wirklich nicht mehr da, ich habe es mit eigenen Augen geprüft, dazu habe ich eigens und trotz Flugangst (die allerdings mit Seresta etwas gedämpft wurde) die acht Stunden Flug von Zürich-Kloten nach New York JFK auf mich genommen. Es ist arschkalt in New York, jedenfalls war es das bis heute, jetzt ist Tauwetter angesagt, es war also arschkalt die letzten Tage und vor allem gestern war es geradezu sibirisch, auch wenn man sich das in den USA kaum zu schreiben getraut, angesichts des früheren Erzfeindes, aber es war auch absolut grossartig, wegen

dieses Lichts, das es nur dann gibt, wenn es so klar und trocken und kalt ist wie soeben, Schönheit hat eben ihren Preis. Der Central Park ist also tief verschneit, auf einem zugefrorenen Weiher laufen die New Yorker an diesem freien Montag Schlittschuh (es ist Presidents Day, das hat etwas mit George Washington zu tun, der wahrscheinlich heute vor plusminus 200 Jahren geboren wurde, und im Fernsehen werden die ganze Woche schon die Amischlitten mit Presidents-Day-Rabatt angeboten), das Licht ist glitzernd und perlend und absolut umwerfend und fast noch schöner sind die Schatten, die dieses Licht wirft, die Schatten, die sich in den Formen und Linien der Architektur verlieren, und das Blau des Himmels, das sich abhebt gegen das unwahrscheinliche, fast schon surrealistische Panorama der Wolkenkratzer, das den rechteckigen Park umgibt, und die über den Schnee huschenden Eichhörnchen wollen natürlich in diesem Zusammenhang auch erwähnt werden – ein bisschen Davos oder Sankt Moritz mitten in New York, wer hätte das erwartet?»

Der Flug war kürzer als die neun Stunden, die angekündigt waren. Die Kontrollen bei der Einreise hat Max sich auch schlimmer vorgestellt, er wird zwar fotografiert und ein Abdruck seines Daumens wird ihm auch abgenommen, das geht aber ganz schnell und routinemässig und die Beamten heissen halt Officer und nicht Grenzbeamte wie daheim. Der junge schwarze Mann, der die Gäste für den Shuttle-Bus einsammelt, von Terminal eins bis neun, nennt ihn Papa, das ist aber nicht böse gemeint, so nennt er alle älteren Semester, nein, es macht Max nichts aus, von einem jungen Mann, der sein Sohn oder schon fast sein Enkel sein

könnte, Papa genannt zu werden (allerdings müsste dessen Mama, wenn Max denn der Papa sein sollte, schon sehr schwarz sein), da guckt die elegante Dame, die der junge Schwarze «Mama» nennt, schon betupfter aus ihrem Designerkleid. Vom JFK aus fährt man etwa eine halbe Stunde lang rüber nach Manhattan, aber schon bald taucht die allseits bekannte Skyline im Blickfeld auf: ein erster Höhepunkt der Reise. Rechts fällt der Blick auf einen Riesenfriedhof mit den Ausmassen einer kleinen Stadt, es ist wahrscheinlich der jüdische Beth Olom-Friedhof, wie Max später dem Reiseführer entnimmt. Und schon hält der Bus in der Nähe der Grand Central Station, und von da sind es nur noch ein paar Schritte bis zu seinem Hotel. Dieses Hotel ist absolut angemessen. So soll man in New York wohnen, denkt Max befriedigt. Die Eingangshalle ist fast so grossartig wie die des Waldorf Astoria, mit Kristalllüstern und livrierten Liftboys oder so und natürlich mit einem Porträt von Präsident Roosevelt. Aber das Frühstück muss man sich in der edlen Halle bei Starbucks – in New York allgegenwärtiger als McDonalds – erstehen. Dann ist er bereits auf ausgedehnten Stadtwanderungen zwischen South Ferry und Central Park, er überquert die Brooklyn Bridge, dann ist er im Village (daselbst in der legendären, unscheinbar wirkenden Stonewall-Bar), er blickt auf der Aussichtsplattform des Empire State Buildings über die Stadt, ist im Museum of Art, aber nur im Eingangsbereich, da zu viele Leute (Presidents Day), auf der Fähre nach Staten Island und mehrmals zum Apéro in der wunderbaren Architektur der Grand Central Station (die Bars sind wirklich gediegen, wenn auch die Preise gesalzen, und das sowieso, NYC ist definitiv keine Stadt für Sparer – und keine

für Raucher, denn rauchen darf man höchstens auf der Strasse, aber ganz sicher nicht in einer Bar oder im Hotelzimmer).

Das Hotel Roosevelt, Ecke Madison Ave und 45th Street, ganz in der Nähe von Grand Central Station und Empire State Building, komme ihm kafkaesk vor, irgendwie, meint ein deutscher Geschäftsreisender, während er aus dem Lift tritt, zu seiner Begleiterin. Kafka, glaubt Max zu wissen, war selber nie in Amerika, hat aber tatsächlich einen Roman mit dem Titel «Amerika» geschrieben – Max hat dieses Buch vor vielen Jahren in Marokko gelesen, er fand ein zerfleddertes Exemplar dieses Titels in der Jugendherberge von Rabat. Im Buch steht der Satz:

«Als der sechzehnjährige Karl Rossmann, der von seinen armen Eltern nach Amerika geschickt worden war, weil ihn ein Dienstmädchen verführt und ein Kind von ihm bekommen hatte, in dem schon langsam gewordenen Schiff in den Hafen von New York einfuhr, erblickte er die schon längst beobachtete Statue der Freiheitsgöttin wie in einem plötzlich stärker gewordenen Sonnenlicht. Ihr Arm mit dem Schwert ragte wie neuerdings empor, und um ihre Gestalt wehten die freien Lüfte.»

Warum dem deutschen Geschäftsmann das Hotel Roosevelt kafkaesk vorkommt, kann Max allerdings nur erraten, denn jetzt ist dieser Geschäftsmann samt Begleiterin schon um die Ecke verschwunden. Der Lift ist übrigens genau so, wie ein Lift in einem amerikanischen Hotel zu sein hat: irgendwie verspiegelt, alt-modisch, asthmatisch keuchend, leider aber ohne hübschen Liftjungen. Der Eingangsbereich ist grossartig, fast wie die Empfangshalle eines Theaters, mit Säulen, Stuckaturen, Marmorboden, Kronleuchtern,

vergoldeten Verzierungen, Jugendstil. In New York zu sein, hat für Max übrigens auch ein wenig mit einem gewissermassen kafkaesken Gefühl der Unwirklichkeit zu tun, weil er an jeder Ecke an so vieles erinnert werde, dem er schon begegnet ist – im Film, auf Plakaten, auf Fotos –, das in der Realität aber ganz anders wirkt, in seiner dreidimensionalen Körperhaftigkeit, grösser, gleichzeitig gewöhnlicher und vielleicht gerade dadurch auch wieder spektakulärer. Er begegne im MoMA, dem Museum of Modern Art, und das ist an sich schon ein fast surreales Erlebnis, unzähligen Bildern, die er schon hundertfach reproduziert auf Plakaten, Postkarten, in Kunstbüchern etc. gesehen hat; die kann er nun im Original bewundern, also in Originalgrösse und in Originalfarben, gerade zum Beispiel die Surrealisten, Dalis zerlaufende Uhren, Magrittes Trug-Bilder, aber natürlich auch die Picassos, Degas, Monets, oder die Amerikaner wie Rothko, Rauschenberg, Jackson Pollock natürlich oder auch Edward Hopper. Erstaunlicherweise hat er das Gefühl, dass die Originale viel «unechter» wirken als die Kopien. Das Museum selbst ist allein schon ein visuelles Ereignis; das neue MoMA ist ja erst etwa zwei Jahre vor dem Besuch von Max eröffnet worden und wurde von einem japanischen Architekten gebaut oder umgebaut.

Max ist vor allem zu Fuss unterwegs, als Stadtwanderer in den Wanderschuhen, die er auch trägt, um in Zürich auf den Hausberg, den Üetliberg, zu wandern oder vielmehr in robertwalserscher Manier zu spazieren. Manchmal ist er auch mit der rumpelnden und rasselnden Subway unterwegs, die er sich auch irgendwie gefährlicher vorgestellt habe; das Gefühl, in dieser Subway zu fahren, ist aber kein

anderes als das Gefühl, in Zürich in der S-Bahn oder im Tram zu hocken – nur, dass die New Yorker wohlzogener wirken als die Zürcher (und dass es in Zürcher Trams mehr durchgeknallte Typen zu geben scheint als in der New Yorker Sub). Aber es ist natürlich interessanter, zu Fuss unterwegs zu sein, vor allem in dieser Stadt, und Max ist also unterwegs von der Südspitze Manhattans in den Norden, ist unterwegs im Village und im Central Park oder am Times Square, beobachtet und macht Fotos und wird dabei mindestens ein Dutzend mal nach dem Weg gefragt, trotz oder gerade wegen der Wanderschuhe an seinen Füßen, und zwar nicht von japanischen Touristen, sondern von waschechten Amis! Das macht ihn ganz stolz. In solchen Momenten merkt er, dass er der Sohn seines Vaters ist, der in genau so einer Situation ebenfalls stolz auf sich gewesen wäre.

Die New Yorker haben eine sehr eigenartige Form der Kommunikation. Sie sprechen Max unvermittelt an, so nebenbei in einem leicht nuschelnden Plauderton, als würden sie ihn schon lange kennen, werfen ihm irgendeine meist nebensächliche Bemerkung an den Kopf und wenden sich dann gelassen wieder von ihm ab. Aber vielleicht erscheint das nur so, und Max kann einfach ihren Code nicht knacken. Auf jeden Fall ist für ihn die Art der Kommunikation von New Yorkern weitaus seltsamer als beispielsweise die Kommunikation der Indonesier. Gut, das kann daran liegen, dass er die Indonesier – natürlich nicht «die Indonesier» generell, aber einige Vertreterinnen und Vertreter dieser Nation – eben besser kennt, aber es ist schon eigenartig, da eine Stadt wie New York doch

eigentlich sehr europäisch geprägt ist, wie Max gelesen hat. Auf jeden Fall kommt er hier kein einziges Mal mit jemandem in ein ernsthaftes Gespräch (ausser einmal, aber das ist mit einem Chinesen). Vielleicht liegt das ja auch an ihm. Anlass zu Small Talk gibt es oft, aber es ergibt sich nichts daraus, und Max hat stark den Verdacht, dass er, weil er die entsprechenden Codes nicht kennt, falsch, das heisst unangemessen reagiert. Die Leute sprechen selbstverständlich auch hier, in diesem multiethnischen Schmelztiegel, miteinander, er hat es gesehen. Es ist allerdings nicht die Art von Max, andere einfach anzuquatschen, was er wahrscheinlich tun sollte und was vielleicht von ihm erwartet wird und was ihn ziemlich sicher einige schöne Begegnungsmöglichkeiten kostet. Ohne solche Begegnungsmöglichkeiten fühlt sich Max bisweilen ziemlich einsam.

Er besucht das Museum of the City of New York am Rand des Central Parks, wo per Zufall gerade ein Gospel-Konzert mit jungen Gesangstalenten aus Harlem, Brooklyn, der Bronx etc. stattfindet (das Museum ist auch sonst zu empfehlen, aber dieses Konzert ist der absolute Hammer). Die Kids sind alle so um die 15, 16 Jahre alt. Der Power dieser Stimmen und das Rhythmusgefühl dieser Körper bewirkt, dass Max das bekommt, was Andi als Chicken Skin bezeichnet, wobei der sich jeweils über die Haut streicht und pantomimisch am ganzen Körper erschauert. Max hat also Hühnerhaut, es stehen ihm sämtliche Haare zu Berg und es treibt ihm wieder einmal Tränen in die Augen (und es wässert nicht nur ihn, der nahe am Wasser gebaut hat oder ist). Einer der Jungen, der Vorsänger und heimliche Star der Truppe und eine Gay Queen, wie sie im Buche

steht, ist ein echtes Talent, und Max ist überzeugt davon, dass von diesem Talent die Welt des internationalen Showbiz noch hören wird (und er ist so süß und so sexy, aber ach, eben erst fünfzehn oder sechzehn...).

Am Donnerstag ruft er einen «Masseur» an, dessen Telefonnummer er aus einem einschlägigen Gaymagazin hat, weil er menschliche Wärme und etwas Sex braucht, und zwar dringend. Der Chinese klingt nett am Telefon; als er Max aber in seinem Appartement empfängt, ist der zunächst ziemlich enttäuscht von der Erscheinung seines Gastgebers. Der Chinese hat sich im Heft selbst als sehr gut aussehend und sexy angepriesen, aber das ist eben Ansichtssache. Kurz, er gefällt Max eigentlich nicht. Trotzdem legt er sich im Bett des Chinesen auf den Bauch, um sich massieren zu lassen. Der Chinese interessiert sich (mit seinen Fingern und anderen Gliedern) bald einmal ziemlich intensiv für das Arschloch von Max, das ihm gefällt oder von dem er sehr überzeugend vorgibt, dass es ihn fasziniert, weil er es so eng findet, eine Enge, die bei einem über fünfzigjährigen Mann schon eher erstaunlich sei. Der Chinese will in Max eindringen. Max lässt es nicht zu oder nur ansatzweise, weil Safe Sex offenbar nicht auch nur entfernt ein Thema für den Chinesen ist. Trotzdem wird er dadurch richtig scharf und spritzt schliesslich ab. Danach hat er mit dem Chinesen ein entspanntes Plauderstündchen und das ist echt fast wichtiger als der Sex davor, der ihn, eben wegen des fehlenden HIV-Bewusstseins, auch irritiert hat.

Zwei Tage später ordert Max dann noch einmal einen Masseur, der um neun Uhr kommen will, aber aus welchem Grund auch immer nicht kommt, auf jeden Fall verlässt Max um halb zehn ziemlich frustriert das Hotel, um in einen Club zu gehen, «The Web», eine Gogobar mit vorwiegend asiatischen Gogo-Boys, die da in den verschiedenen Ecken des Clubs oder auch in einer Art Käfig sehr erotisch und fast nackt tanzen. Es hat einige Jungs dabei, die Max gefallen, schon fast zu viele, aber er hat Augen nur für einen, den König oder die Königin der Nacht, den absoluten Superstar. Max ist total verrückt nach diesem Jungen, fast wie von Sinnen. Dieser tanzende Junge ist von wilder, animalischer Schönheit, er ist für Max von schlicht perfekter körperlicher Anziehung, wie ein fleischgewordener erotischer Traum (natürlich ist er Südostasiater, 21, ursprünglich von den Philippinen, aber perfekt assimiliert). Der Witz der Sache ist, dass die Zuschauer diesen Boys Ein-, Fünf- oder auch Zwanzigdollaroten in die Höschen stecken und dafür ein bisschen an ihnen herumschnupern und mit ihnen herumknutschen und ihnen den Schweiß vom Rücken küssen und ihnen die Brustwarzen knuddeln dürfen. So was macht einen wie Max schon ziemlich fertig. Er kommt sich mit seinem von der Begierde geschüttelten, vom Alter gezeichneten Körper vor wie Professor Unrat; jetzt ist er also auch ein alter geiler Knacker, der sich nach jungem Fleisch verzehrt. Ein zugleich demütigendes und auch irgendwie trotziges Gefühl macht sich in ihm breit. Natürlich bemerkt der Junge, der diesen Job nur am Wochenende macht und sonst am College Soziologie studiert (behauptet er jedenfalls), das Interesse von Max sofort, er beginnt mit diesem Begehren

zu spielen, feuert ihn an, ihm noch einmal und noch einmal eine Dollarnote in sein Höschen zu schieben, damit er den Schönen noch einmal und noch einmal berühren zu darf. Raffinierte Geschäftsidee. In einer Tanzpause lässt er sich von Max sogar zu einem Drink einladen, er darf ihn anfassen und mit ihm plaudern. Um halb drei in der Früh verlässt Max das Lokal, der Junge hat ihn längst vergessen, ist mit seinen Kumpels auf Drogen und feiert nun auch noch ein wenig, während Max sich wie ein Kranker von dannen schleicht, und im darauffolgenden Schlaf erstickt er fast an seinen erotischen Träumen, und das erste Mal in seinem Leben leidet er so bewusst darunter, alt und hässlich geworden zu sein – und darunter, dass das auch immer so bleiben wird, mit einer starken Tendenz vom Katastrophalen ins Destaströse, und dass er damit definitiv aus einem gewissen Spiel ist (das zwar schon seit langem, aber erst jetzt trifft ihn diese Erkenntnis in ihrer vollen Schärfe). Er hätte wahrscheinlich sogar die Möglichkeit gehabt, sich einen «Trostpreis» mitzunehmen, es hatte einige Jungs da, die ganz willig schienen, aber eben, er hätte sie anquatschen müssen, anglotzen genügt da nicht, und er war ja so verblödet an diesem Abend, so absolut jenseits von gut und böse, my Gosh!

Am Sonntag ist er immer noch so aufgegeilt und hungrig und voller himmeltrauriger Sehnsucht, dass er wieder einen Stricher auf der einschlägigen Webseite anruft. Diesmal erscheint ein Puertoricaner in seinem Hotelzimmer, jedenfalls ein Hispanic, so ein überdimensionierter tätowierter Hiphop-Typ, maul- und auch sonst so was von faul und potthässlich. Er ist dick, er hat den grösseren

Schmerbauch als Max, er ist behaart, er hat null Charme, er ist das exakte Gegenteil des Hauptpreises vom Samstag, und er legt sich einfach so hin, das heisst, er liegt auf dem voluminösen Hotelbett wie ein auf einem Felsen gestrandetes Seepferd und spielt ein bisschen mit seinem Dick. Max weiss absolut nicht, was er jetzt tun soll. Der starkgebaute Puertoricaner schaut ihn mit einem fragenden Blick an, der Max ironisch zu sein scheint. Und jetzt, fragt dieses Kind der Suburbs, was hast du vor? Hast du noch nie Sex mit einem Mann gehabt? Ha! Noch nie Sex mit einem Mann?! Es ist zum Lachen, zum Brüllen, zum Schreien. Der Typ hält Max für eine Klemmschwester, womöglich mit Weib und Kind zu Hause. Und liegt einfach so da und denkt nicht im Traum daran, auch nur den kleinsten Finger zu rühren. Max denkt, ich kann das nicht, ich kann seinen Schwanz nicht in den Mund nehmen. Doch dann, dann erregt er sich an der monumentalen Hässlichkeit des Jungen. Er nimmt dessen Schwanz doch noch in den Mund und gibt sich hin. Und das Seepferd erregt sich an der sich an der Hässlichkeit des Seepferds entzündeten Erregung von Max. Oder wie auch immer, ist ja egal. Sex findet ja sowieso im Kopf statt, hauptsächlich.»

Man sieht, Max ist ganz egoistisch mit sich selbst beschäftigt und der kurze Anflug von schlechtem Gewissen Andi gegenüber ist schnell vergessen. Währenddem leert zu Hause an der Höschgasse sein Liebster eine ganze Flasche Wodka, um sein Elend zu vergessen. Anderntags wird Andi von dem indonesischen Kumpel, der ihm am nächsten steht, zur Rede gestellt, als er ihm von dem Besäufnis erzählt. «Stell dir vor», hält der ihm vor, «Max kommt nach

Hause und du liegst tot irgendwo auf dem Teppich in deinem Erbrochenen. Da kriegt der doch auch gleich einen Herzinfarkt!»

15

Krisen und neue Perspektiven

Wir schreiben November 2008. In Max' Leben kriselt es mal wieder an allen Ecken und Enden. In das Haus, in dem er lebt, ist Unruhe eingezogen und eingeflogen wie der Wirbelwind, seit das Haus hälftig an einen englischstämmigen «Bankdirektor» der Credit Suisse (so bezeichnet der sich jedenfalls selbst, was immer diese Bezeichnung bedeuten mag) und an den Sohn und die Tochter eines ehemals landesweit bekannten «Subversivenjägers» ver-

kauft wurde.⁴ Den restlichen Mieterinnen und Mietern wird gekündigt, Max und Andi dürfen bleiben. Die Wohnung im Erdgeschoss wird von der Tochter und dem Sohn des Subversivenjägers als Zweitwohnung genutzt und ist meistens leer, im ersten Stock wohnen Max und Andi und die oberen drei Wohnungen werden vom Bankdirektor und seiner Familien bewohnt; dessen beiden Söhne hausen in der Wohnung unmittelbar über derjenigen von Andi und Max, sie sind im Pubertätsalter und entsprechend laut und rücksichtslos, was in dem über hundertjährigen, schlecht isolierten, also «ringhörigen» Haus besonders zum Tragen kommt. Und dann beginnt der Bankdirektor fast ganz in Eigenregie das Haus zu sanieren, das fängt mit dem Dachstock an, den er zur Attikawohnung ausbaut, dann sind die Wohnungen darunter und das Treppenhaus an der Reihe. Da der Bankdirektor nebenbei ja auch noch seinen Job als Bankdirektor hat, also nicht völlig frei über seine Zeit verfügen kann, wie anzunehmen ist, findet die ganze Renoviererei und Umbauerei vorwiegend in der Freizeit desselbigen statt, also am Wochenende und am Abend respektive in der Nacht. Was heisst, dass nachts um zehn oder in der Samstagnacht sogar bis zwei in der Früh die Bohrmaschine

⁴ Er hielt im ganzen Land Referate – bis zu 200 im Jahr. Mit Hilfe von Informanten hatte er bis 1974 Aufzeichnungen über rund 3500 Personen aus der politischen Linken angelegt und als Präsident der von ihm gegründeten Informationsgruppe Schweiz Interessenten aus Wirtschaft, Verwaltung und Politik zur Verfügung gestellt, damit diese linksstehende bzw. «gefährliche» Stellenbewerber aussortieren konnten. Die berufliche Laufbahn von vielen Menschen wurde so beeinträchtigt. Ursprünglich hatte sich der Kommunistenfresser, wie er auch genannt wurde, selbst im Umkreis der kommunistischen Partei der Arbeit engagiert, und zum politischen Seitenwechsel war es erst nach einer Reise in die Tschechoslowakei und ernüchternden Erfahrungen mit dem dortigen Geheimdienst gekommen.

lärm, gehämmert und gespitzt wird; absolut rücksichtslos. Andi und Max sind im Haus nur noch geduldet. Im Badezimmer von Andi und Max klafft in der Decke über der Badewanne ein Loch, durch das Bauschutt nach unten fällt; wie soll man da noch duschen oder gar ein Vollbad nehmen? Lärm, Staub und Dreck rauben den beiden den letzten Nerv, an genügend Schlaf ist überhaupt nicht mehr zu denken (Max hat schliesslich auch einen Job und muss am Morgen relativ früh aus den Federn), ausserdem wird die Privatsphäre von Andi und Max von den dominierenden Hausbesitzern überhaupt nicht respektiert, der Bankdirektor verschafft sich ungefragt immer wieder Zugang zu ihrer Wohnung, weiss Gott oder der Teufel, woher er den Schlüssel hat – der perfekte Wohnalptraum. Max' und Andis Proteste bewirken gar nichts, und davon, die Polizei einzuschalten, erwarten sie bloss weitere Unannehmlichkeiten in diesem ungleichen «Krieg», in dem sie nur die Verlierer sein können. Sie erkennen, dass der einzige Ausweg, ihre Situation zu verbessern, darin besteht, auszuziehen.

Nun ist es aber schon damals nicht leicht, in Zürich eine bezahlbare Mietwohnung zu finden. Vor jeder ausgeschriebenen Wohnung stehen lange Schlangen von «hungrigen» potenziellen Mieterinnen und Mietern; es ist sowas von aussichtslos und deprimierend. Der Wohnungsmarkt ist ausgetrocknet, die Gentrifizierung ist – gerade in ihrem Kreis drei – in vollem Gang. Im November 2008 erhalten sie Besuch von einem indonesischen Freund von Andi und dessen Lebenspartner Hans aus Basel. Sie kommen auf ihre Wohnsituation zu sprechen und Hans sagt: «Warum kauft

ihr euch nicht eine Eigentumswohnung, wie ich es gemacht habe?» – «Ich habe aber nicht genug Geld auf der Bank für ein solches Geschäft», wirft Max ein. «Dann mach es wie ich: Ich habe das Geld bei der Pensionskasse vorgezogen, das ist möglich, wenn man eine Immobilie erwerben will.»

Das leuchtet Max unmittelbar ein, und sofort macht er sich auf dem Immobilienmarkt auf die Suche nach einem geeigneten Objekt. Er stösst auf die Ausschreibung einer Überbauung am äussersten Rand von Zürich-Affoltern, ganz in der Nähe des Naturschutzgebiets «Katzensee», 220 Wohnungen in drei Gebäuden, die rund um einen geplanten Park gebaut werden und die den etwas grossspurigen Namen «Manhattan-Park» trägt; das Projekt ist längst nicht abgeschlossen, die Häuser befinden sich erst im Rohbau, der «Park» ist noch eine wüste Brache; vorher war das Baugelände eine Kiesgrube, an der Max oft vorbeispaziert ist; auch einige heruntergekommene Flüchtlingsunterkünfte haben sich dort befunden. Eine grosszügige 3,5-Zimmer-Wohnung kostet 480'000 Franken, was Max nicht allzu teuer scheint. Obwohl er bisher nie damit gerechnet hätte, jemals eine Wohnung zu kaufen, vereinbart Max einen Besichtigungstermin; etwa die Hälfte der Wohnungen ist noch nicht verkauft worden. Rasch entscheiden sich Max und Andi, die Wohnung zu erwerben. Max regelt den Kauf mit der Bank und der Pensionskasse, gerade noch rechtzeitig, bevor er im September 2009 die Kündigung erhält und nach 21 Jahren beim Hilfswerk nach einem rund zweiminütigen Gespräch mit dem neuen Chef, dem

«Direktor»⁵, wie der sich nennt, auf die Strasse gestellt wird – mit der Begründung einer «Restrukturierung»; da weiss man gleich, was es geschlagen hat. Max ist im Hilfswerk eine «Altlast», die entsorgt werden muss. Immerhin erhält er drei Monatsgehälter Abgangsschädigung.

Vorher ergibt sich für Max eine Zeit der Frustration und des Leidens im Job. Er merkt bald, dass er der neuen Leitung nicht genehm ist. Er ist jemand, dem es, nach den Worten des neuen Direktors, «ins Hirn geschissen» hat. Nichts, was er an die Hand nimmt, findet die Gnade des Herrn. Er wird mit Aufträgen und Aufgaben erst überhäuft und überfordert und dann unterfordert und bekommt schliesslich überhaupt keine Aufträge mehr, wird komplett ignoriert und von allen Sitzungen und Besprechungen ausgeschlossen. Das nennt man wahrscheinlich Mobbing. Max verliert sein ganzes Selbstvertrauen, um seinen Frust zu betäuben, trinkt er mehr, als ihm gut tut, er lässt sich einmal sogar notfallmässig einweisen, weil er das Gefühl hat, einen Herzinfarkt zu erleiden. Andi leidet natürlich entsprechend mit. Max ist ungeniessbar, dauernd verzweifelt, traurig und wütend. Andi nimmt es ihm aber nicht übel, versucht ihn zu trösten und aufzubauen. Ohne Andi wäre Max wirklich aufgeschmissen, ein kaum überlebensfähiges Opfer.

Der Direktor tut so, als wolle er seinem «aus der Spur geratenen» gefeuerten «Mitarbeiter» helfen und verfasst

⁵ Die vorherigen Chefs, die in schneller Abfolge wechselten, nannten sich Zentralsekretär, Vorsitzender der Geschäftsleitung, Geschäftsleiterin etc. Tatsache ist jedenfalls, dass Max nicht 2008 und auch später, also eigentlich nie, gute Erfahrungen mit «Direktoren» macht.

zuhanden von ein paar seiner superreichen Bekannten ein mehr abfälliges als hilfreiches «Unterstützungsmail», was immerhin bewirkt, dass Max für das private Medienprojekt einer MilliardärsGattin (ihr Mann besitzt eines der grössten Medienunternehmen der Schweiz) ein paar schlecht bezahlten Artikel verfassen darf (das Medienprojekt ist eine Monatszeitschrift für Eltern, entstanden aus einem Geschenk von fünf Millionen des Ehemanns der MilliardärsGattin zu deren fünfzigstem Geburtstag, abziehbar natürlich von den Steuern).

Im September 2009 erhält Max dann die formale Kündigung. Da er mittleres Kader ist, dauert seine Kündigungsfrist ein halbes Jahr. Das ist gut, weil er in dieser Zeit noch Lohn bekommt, es ist aber auch die Hölle für ihn. Er sitzt wie auf dem Präsentierteller inmitten des Grossraumbüros und muss die mitleidigen oder verächtlichen Blicke seiner Kolleginnen und Kollegen, denen er zunehmend feindliche Gefühle unterstellt und selber feindliche Gefühle entgegenbringt, ertragen. Er gehört nicht mehr dazu, ist ein Outlaw. Er hat nichts zu tun und langweilt sich schrecklich. Acht Stunden sind eine lange Zeit, wenn man bloss darauf wartet, nach Hause gehen zu können. Manchmal schreibt er Bewerbungen, erhält aber bloss Absagen, schliesslich ist er schon 54 und zu dieser Zeit ist «Fachkräftemangel» noch kein Thema; jede und jeder über 45 gilt als alt und kaum vermittelbar. Seine Mord- und Amokgedanken muss er für sich behalten, wenn er dem «Direktor» oder der «Direktor» ihm über den Weg läuft (er hätte nie und nimmer gedacht, dass sich solche Fantasien in seinem Hirn entwickeln könnten, aber jetzt wird er eines Besseren – oder vielmehr

Schlimmeren – belehrt. Er stellt sich mehr als einmal ganz konkret vor, wie er mit einer Pistole oder einem Revolver – er kennt sich da nicht so aus – in das Einzelbüro des Direktors mit den hübschen Bildern seiner norwegischen Ehefrau und den norwegisch-schweizerischen Kinderchen stürmt und sich an dessen vor Schreck erstarrten Körpersprache ergötzt und dann abdrückt; er stellt sich vor, wie das Blut aus dem Loch im Hinterkopf des Direktors spritzt und, mit Hirnmasse vermischt, an der Wand hinter diesem langsam hinunterschleimt.) Vor diesem glatzköpfigen «Direktor» mit den ausdruckslosen, stumpfen Augen ekelt es ihn geradezu, sowohl physisch wie psychisch (und dies, obwohl er sich sehr wohl vorstellen kann, dass andere die Figur des Direktors ganz anders und wahrscheinlich viel positiver wahrnehmen). Max begreift ihn in diesem Moment jedenfalls als die leibhafte Verkörperung von Arroganz und Boshaftigkeit, der er am liebsten ihr fettes Grinsen aus der Fresse polieren würde. Aber er hält, da er ja ein netter, freundlicher Zeitgenosse ist, seine eigene Fresse und leidet still weiter. Bis er es am Ende des Jahres nicht mehr aushält und der «Human-Resources»-Abteilung mitteilt, dass es nun genug sei und er nicht mehr im Geschäft erscheinen werde, da dies absolut sinnlos und die reinste Quälerei... Da könne sich die Geschäftsleitung drehen und wenden und winden, wie sie wolle, das sei ihm scheissegal. Da in seinen Aussagen eine leichte Drohung und ein Hauch von Psychopathologie mitschwingt, werden ihm die letzten zwei Monate Präsenzpflcht im Büro gnädigerweise erlassen, weil es sich nicht lohnt, sich mit diesem kleinen Scheisser zu zoffen.

Inzwischen wohnen Max und Andi im neuen Domizil im «Manhattan-Park». Die Wohnung ist grossartig, im 4. Stock mit einem grossen Wohn-Essbereich und offener Küche, einem Balkon in Richtung Südwesten und einem französischen Balkon in Richtung Nordosten, zwei geräumigen Schlafzimmern, eines mit direktem Zugang zum Balkon, ein anderes mit einem grossen Bad en suite, einem zweiten Badezimmer mit Dusche, WC und Waschturm und einem grossen Balkon mit Ausblick auf den Höngherberg. Zwar fährt die SBB an der Wohnung vorbei auf der Furttal-Strecke der S6 von Zürich Oerlikon nach Baden, aber das stört den Bähnlersohn Max wohl kaum. Es ist die schönste und luxuriöseste Wohnung, in der Max je gelebt hat, und die Hypothekarzinsen sind tief (und werden zunehmend tiefer), so dass ihre Wohnkosten nun markant weniger hoch sind als alle Mietkosten davor in sehr viel schlechteren Wohnungen. Da haben Andi und Max also gewissermassen Glück im Unglück und einen Sechser im Lotto gewonnen – und es kommt noch besser.

Zunächst ist Max arbeitslos gemeldet. Er wird in ein Beschäftigungsprogramm aufgenommen, wo er zahlreiche Weiterbildungen besucht. Im Beschäftigungsprogramm begegnet er interessanten Leuten: Dem ehemaligen Armeechef der Schweiz zum Beispiel, den eine Stalking-Affäre zu Fall gebracht hat, und einem Querulanten, der irgendwann in der Zukunft den Altar der Sankt-Ursen-Kathedrale in Solothurn in Brand setzen wird. (Der wäre ein eigenes Buch wert.)

Er bessert sein Arbeitslosengeld mit Gelegenheitsjobs auf, indem er Artikel für Zeitschriften schreibt, Korrekturen liest, Webseiten erstellt, Marketingmassnahmen umsetzt oder so tut, als würde er das tun, denn eigentlich hat er von Marketing keine Ahnung. Es interessiert ihn das Marketing im Grunde auch nicht. Fuck Marketing!, denkt er sich insgeheim, gibt sich aber dennoch bemüht, interessiert und kompetent. Schliesslich ist Max auch ein Schauspieler, er hat in seiner Jugend und in seinen jüngeren Jahren in verschiedenen Theatergruppen mitgespielt und man bescheinigt ihm auch sonst ein gewisses schauspielerisches Talent. Natürlich spielen alle Menschen gelegentlich oder sogar recht häufig Theater, je nachdem, welche Rolle sie spielen, ganz verschiedene: Im Job eine andere als in der Familie oder im Freundeskreis, nur sind sich die meisten dessen nicht bewusst; Max schon.

16

Rollenwechsel

Irgendwann gegen Ende 2010 erfährt Max über Andi von Josef oder «Joe», wie der sich lieber nennt, dass die private Handelsschule in Luzern, an der Joe Betriebs- und Volkswirtschaftslehre unterrichtet, dringend einen Deutschlehrer sucht. Andi kennt Joe schon länger, er putzt ihm seine Wohnung und schneidet ihm die Haare. Joe, ein beliebter Mensch, ist eine wuchtige Erscheinung, er hat eine tiefe, weithin dröhnende Stimme, einen markanten Schnurrbart fast wie Friedrich Nietzsche und ist nur wenige Jahre jünger als Max. Max lernt ihn zunächst am Telefon kennen, bestimmt zwei Stunden lang kaut ihm Joe ein Ohr ab, Max kommt nicht zu Wort und versteht meist nur Bahnhof; Joe breitet eine unverständliche Verschwörungstheorie nach der anderen vor ihm aus. Offenbar ist Joe

stark betrunken und high von Kokain. Max hört geduldig zu und äusserst manchmal murmelnd Zustimmung, was vielleicht gar nicht nötig wäre, denn Joe braucht ihn ja nur als Zuhörer, als passives Publikum; aber vielleicht weist ihm Joe ja irgendwann einen Weg in die Zukunft, die bis zu seiner Pensionierung noch zehn Jahre dauert. Später lernt er Joe bei einem Mittagessen zusammen mit Andi bei Joe zu Hause kennen; Joe, der jahrelang in der Gastronomie gearbeitet hat und in New York ein Restaurant geführt hat, das laut Joe von Mafia- und Showgrössen frequentiert wurde, Räuberpistole, Räuberpistole, ist ein hervorragender Koch, der ihnen allerdings gewaltige Portionen aufnötigt. Joe ist nun etwas gesitteter als früher am Telefon und redet weniger unsinniges Zeug, da beinahe nüchtern, und vermittelt Max wenig später tatsächlich die Möglichkeit, an der Privatschule eine Probelektion abzuhalten.

Max hat überhaupt keine Erfahrung als Lehrer. Er hat wohl in seiner Jugend ein paar Semester Germanistik studiert und kennt sich in der deutschen Sprache einigermaßen aus, das schon, hat aber null Ahnung, wie man halbwüchsigen Männchen und Weibchen aus meist «bildungsfernen» Schichten Unterricht erteilt. Die «Probelektion» hält er vor ein paar Leuten aus der Administration ab, die von deutscher Grammatik keine Ahnung haben, und zeigt ihnen, die das ganz und gar nicht interessiert, eine Powerpointpräsentation, mittels derer er die Verdrängung des Genitivs durch den Dativ erklärt, frei nach dem Buchtitel «Der Genitiv ist dem Dativ sein Tod» von Bastian Sick.

Die erste «richtige» Lektion findet an einem Donnerstag-nachmittag um viertel vor eins statt. Max ist nervös, geradezu ängstlich. Er erwartet, dass er der Klasse von der «Bereichsleiterin Tageshandelsschule» vorgestellt wird, aber nichts da, er wird, metaphorisch gesprochen, ins kalte Wasser geworfen, gestossen. Plötzlich steht er vor der Klasse, die schlaff in ihren Stühlen hängt, 17 Teens etwa zwischen 15 und 20, die meisten mit «Migrationshintergrund», wie es so schön heisst, es dominieren Namen aus dem Balkan, und er muss irgendwie anfangen. Er stellt sich kurz vor und bittet die Jugendlichen, dies ebenfalls zu tun, eine Aufforderung, der sie eher lustlos bis unwillig nachkommen. Ein schon etwas älterer, grosser und dicker Junge mit einem auf -ic endenden Namen hat den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt und pennt. Max beginnt zu schwitzen. Er liest etwas aus dem Grammatikbuch vor, stellt eine Frage. Niemand antwortet oder signalisiert die Bereitschaft zu antworten. Direkt jemanden anzusprechen traut sich Max nicht. Er schreibt etwas auf das Whiteboard; erst gegen Ende der Lektion merkt er, dass er den falschen Stift erwischt hat, nicht den leicht löschbaren für das Board, sondern den nur schwer abwischbaren für den Flipchart. Die Schülerinnen und Schüler sprechen an den Pulten in normaler Lautstärke miteinander, als wäre Max nicht vorhanden. Einer erzählt offenbar einen Witz oder macht vielleicht eine despektierliche Bemerkung über den neuen Deutschlehrer, Max weiss es nicht, er versteht ja kein Albanisch.

Am Ende der Doppellektion ist Max fix und fertig, muss nun aber noch den Filzstift vom Whiteboard putzen, was

etwa eine Stunde in Anspruch nimmt (erst später erfährt er den Trick, wie das ganz easy geht). Das ist – Gott sei Dank – sein einziger Unterricht an diesem Tag. Er sitzt im Zug nach Zürich und freut sich, diesen «Höllenort» verlassen zu können. Er kann sich nicht vorstellen, dass sich mit dem Lehrerberuf etwas Tragfähiges, Zukunftsträchtiges für ihn ergibt. Und tatsächlich, die nächsten eineinhalb Jahre entwickeln sich für ihn zu einer Zeit des Leidens. Wie jeder, der etwas Neues lernt – sei es eine neue Sprache, ein neues Instrument, eine neue Liebe oder das Leben in einer fremden Kultur – hat er zunächst ein «Tal der Tränen» zu durchschreiten. Er investiert viel Kraft, Zeit und Energie: in die Vorbereitung der Lektionen, in die Aneignung neuen Wissens, in die Erprobung immer neuer Methoden, wie er die Aufmerksamkeit seiner zu Beunterrichtenden erlangen könnte, und erntet dafür nur Spott, Gelächter, manchmal Verarschung, wenig Lohn, denn anfangs hat er nur wenige Lektionen, auf die er ängstlich vorausschaut; ja, in dieser Phase fürchtet er sich geradezu vor den Jugendlichen, was die natürlich merken und ausnutzen, aber auch vor den Kolleginnen und Kollegen Dozenten und vor allem auch vor der Frau des Chefs (die der eigentliche Chef ist), einer fürchterlichen Schreckschraube und Schabracke, die alle gleichermaßen zusammenstaucht und heruntermacht, den Lehrkörper, die Leute in der Administration, die Kundschaft, ein herrsch- und streitsüchtiges, habgieriges und darüber hinaus krankhaft geiziges Miststück von einem Weib, das von hinten aussieht wie zwanzig und von vorn wie siebzig. Max geht ihr so weit mit möglich aus dem Weg. Wenn er ihr trotzdem ab und zu vor die Flinte gerät, gibt er sich schuldbewusst und reuig und gelobt ewige Besserung

für was auch immer und nimmt ihr so jeden Wind aus den Segeln. Die Frau des Chefs samt dem Chef und den übrigen Verwandten, die an der Schule tätig sind (ein wahrer Familienclan), denen die Schule aber nicht gehört, sie sind bloss die Sachverwalter oder Franchisenehmer, so genau weiss das Max nicht, werden irgendwann vom «richtigen» Chef, einem mysteriösen Mogul oder Regenten eines veritablen Pivatschulimperiums mit Sitz im fernen, unheimlichen Zürich, aber mit krakenähnlichen Verbindungen auf sämtliche Kontinente, still und heimlich auf die Strasse gestellt; man munkelt, sie hätten Geld veruntreut, sogar in Millionenhöhe.

Nun, das alles geht Max am Arsch vorbei. Er müht sich mit seinen Jugendlichen ab, die ihm nach und nach ans Herz wachsen, aber gleichwohl vorläufig mehr Mühe als Freude bereiten, und ist mehrmals nah dran, die Flinte ins Korn respektive den Bettel hinzuwerfen. Aber er findet dann doch, dass er schon zu viel investiert habe, um bereits jetzt aufzugeben, ausserdem besteht da ein schlichter materieller Zwang weiterzumachen, schliesslich muss er für seine und vor allem auch für die Lebenshaltungskosten von Andi sorgen; nach zwei Jahren hat er kein Anrecht mehr auf Arbeitslosengeld. Es ist ihm wichtig, für Andi zu sorgen. Andi ist die wichtigste Person in seinem Leben; er liebt Andi mit der Zeit nicht weniger, sondern mehr. Wieso das so ist, hätte er nicht erklären können; eben, da gibt es jenen Auftrag Gottes, für Andis Wohl zu sorgen – aber das würde ja niemand verstehen, versteht er es doch selbst nicht. Andi ist ein Wunder für Max, ein göttliches Mirakel: Er bleibt für Max immer gleich jung, immer gleich attraktiv,

Max liebt Andi nicht einmal primär sexuell oder eigentlich überhaupt nicht mehr sexuell, wenn auch mit sehr viel Zärtlichkeit und Erotik, denn er möchte nicht, dass Andi glaubt, er liebe seinen Körper mehr als seine Seele. Aber so ist es nicht. Max liebt Andis Körper, weil sich in ihm so überaus deutlich Andis Seele manifestiert.

Doch zurück zur Schule. Max gibt den Lehrerberuf nicht nur nicht auf, er baut ihn sogar noch aus. Er besucht einen Kurs als Erwachsenenbildner, was ihm dann erlaubt, auch an der Migros-Klubschule Deutsch für Fremdsprachige zu unterrichten. Da erhöht er nach und nach sein Pensum, so dass er an den beiden Schulen manchmal bis zu 40 Lektionen pro Woche und bis zu zwölf Lektionen pro Tag unterrichtet. Zweimal die Woche gibt er Abendkurse, die bis 10 Uhr dauern. Das ist anstrengend, aber er möchte nun definitiv nicht mehr in einen Bürojob zurück, was er begreift, als er einmal für zwei Monate für jeweils zwei Tage die Woche die zweite Redaktorin einer Zeitschrift für Lehrpersonen, die in den Staaten herumreist, vertritt. Und er wird mit der Zeit richtig gut in seinem Lehrerjob – manchmal lohnt es sich, das Tal der Tränen ganz zu durchschreiten –, die Jugendlichen und die erwachsenen Kursteilnehmenden aus aller Welt im Fremdsprachenunterricht mögen ihn, weil er geduldig, freundlich, emphatisch ist und gut erklären kann und den Menschen mit grossem Respekt begegnet. Schliesslich wird ihm bescheinigt, der beliebteste Lehrer an der Handelsschule zu sein. Von nun an geniesst er seine Rolle als Dozent und Lehrperson und die positiven Rückmeldungen stärken sein Selbstwertgefühl.

Er lernt so viele Leute kennen wie noch nie zuvor in seinem Leben. Mit Jugendlichen hat er früher kaum Kontakt gehabt; jetzt wird er, der keine Kinder hat, ein wenig zum Vater oder wohl eher zum Grossvater «seiner Kids», den ihm anvertrauten Jugendlichen. An der Klubschule unterrichtet er Menschen aus allen Kontinenten, sozialen Schichten und jeglichen Alters. Er unterrichtet auch in Firmen und Institutionen, Putzpersonal am Kinderspital und in einem Primarschulhaus, Hotelangestellte in einem Langstrassenhotel, Bauarbeiter in einer Bodenlegerfirma... Er unterrichtet Anfänger und solche auf dem höchsten Niveau C2, Ärzte, Architektinnen, Ingenieure und Mikrobiologinnen aus Polen von der ETH. Schliesslich übernimmt er auch noch Kurse an einer Business- und Hotelfachschule, wo er zukünftige Hotelmanager aus Russland, der Ukraine, Indien, China, Madagaskar auf Englisch unterrichtet.

Max war schon immer ein sehr offener Mensch, aber jetzt gelingt es ihm, auch noch die letzten Vorurteile abzulegen. Er weiss jetzt, dass er die Menschen liebt. Nicht alle natürlich, das gelingt ihm noch nicht, aber die allermeisten Menschen sind im Grunde liebenswert. Nur die ganz Mächtigen, die ganz oben, sind es nicht. Die Machtbesessenen, Machtgierigen, und deren Anhängerschaft, Ohnmächtigen, die gern Mächtige wären, und deshalb den Mächtigen zujubeln und sich mit ihnen identifizieren. Sie leihen sich die Macht der Mächtigen, indem sie auf die Ohnmächtigen eindreschen und sie kaputtmachen. Nein, die Mächtigen und Möchtegernmächtigen sind leider überhaupt nicht liebenswert. Man sollte sie bekämpfen,

denkt Max. Aber er ist nun mal kein Kämpfer und Revolutionär.

Andi ist auch kein Kämpfer und Revolutionär. Aber er ist einer der friedlichsten Menschen, denen Max je begegnet ist. Er versucht, den Menschen zu helfen, wo immer er kann, sein Traum von Reichtum gipfelt in der Fantasie, den verarmten Witwen und elternlosen Kindern seines Dorfes zu helfen, er träumt davon, ein Waisenhaus zu eröffnen. Seinen Freunden gegenüber ist er überaus loyal, besonders seinen besten Freund, Rahmat, würde er nie im Stich lassen. Max hat es erlebt, wie herzreissend Andi weinend trauert, wenn Rahmat krank oder sonst in Schwierigkeiten geraten ist (einmal hat ihn die Polizei fälschlicherweise des Einbruchs bezichtigt und ins Gefängnis gesteckt, da hat Andi Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und einen Haufen Geld in die Hände genommen respektive in gewisse Hände gegeben, um seinen Freund zu retten.) Allerdings ist auch Rahmat absolut loyal gegenüber Andi, er stammt auch aus einer eher armen Familie, hat aber keinen verhältnismässig wohlhabenden Partner aus dem Westen in der Hinterhand. Wenn Andi enttäuscht oder getäuscht oder übers Ohr gehauen wird, zieht er sich zurück und schweigt, obwohl er tief verletzt ist. Höchstens erlaubt er sich manchmal ein paar liebenswerte Boshaftigkeiten und hat zuweilen höchst amüsante anarchistische Anwandlungen. Als er noch im Warung als Koch arbeitet, rächt er sich manchmal dadurch an arroganten und respektlosen Kunden und Kollegen – oder an seinem Chef –, indem er gewisse Körpersubstanzen, die üblicherweise nicht ins Essen gehören, diesem heimlich beimischt.

17

Pandemie

Im November 2019, mit 64, wird Max an der Migros-Klubschule pensioniert (die Migros hat ein einheitliches Pensionierungsalter von 64 für Männer und Frauen, länger zu arbeiten ist in der Genossenschaft nicht erlaubt. Das leuchtet für das Verkaufspersonal ein und ist eher fortschrittlich, für Lehrpersonen macht es weniger Sinn.) Im März 2020 erreicht die Corona-Pandemie auch die Schweiz. Max hätte eigentlich vorgehabt, sich im Herbst, nach seiner Pensionierung, für eine Weile nach Indonesien abzusetzen, aber diese Pläne werden von der Seuche durchkreuzt, also arbeitet er vorerst weiter. Erst hat die Pandemie China heimgesucht, dann treffen die ersten Nachrichten über Kranke, Tote, überfüllte Spitäler, überforderte Ärzte, überfordertes Pflegepersonal, überforderte Bestatter und sich unter Quarantäne befindliche

Dörfer, Städte und Regionen aus Italien in der Schweiz ein. Ein Land nach dem anderen gerät unter den Einfluss von Covid 19, gemeinhin Corona-Virus genannt. Am 16. März 2020 verhängt der Schweizer Bundesrat mittels Notrecht den ersten Lockdown. Von einem Tag auf den anderen werden die Schulen geschlossen, muss Max seine Auszubildenden online unterrichten. Die Strassen der Städte sind auch in der Schweiz leergefeht, die Geschäfte und Restaurants geschlossen, das Kulturleben und der Sportbetrieb kommen vollends zum Erliegen. Max ist jetzt so froh wie nie, dass er Andi hat; so bleiben ihm Einsamkeitsgefühle weitgehend erspart. Er hasst den Online-Unterricht, da er jeden persönlichen Kontakt verunmöglicht und den Jugendlichen natürlich unendlich viele Möglichkeiten gibt, ihre Teilnahme am virtuellen Unterricht bloss vorzugeben; seltsam, denkt Max jeweils, dass bei so vielen die Mikrophone an ihrem Computer oder Laptop gleichzeitig kaputt sind. Andererseits hat Max jetzt viel mehr Zeit, da die fast tägliche Pendlerei nach Luzern, die jeweils etwa drei Stunden in Anspruch nimmt, wegfällt; Zeit, die er zum Schreiben verwendet.

Natürlich ängstigt auch Andi und Max die neue, unbekannte Krankheit, allerdings nicht so sehr, dass sich ihre Lebensgewohnheiten gross ändern würden. Sie sind vorsichtig und halten sich an die vorgegebenen Verhaltensvorgaben, das schon. Aber sie nehmen sich auch die eine oder andere Freiheit heraus. Max geht weiterhin spazieren, wann und wo immer er will, und er trifft sich auch weiterhin mit Freundinnen und Freunden. Sie beide, Andi und Max, sind ja ohnehin schon länger nicht mehr an Massen-

events interessiert, also verändert sich ihr Alltagsleben kaum. Auch ist es für sie überhaupt kein Verzicht, nicht mehr in Restaurants essen und in Bars trinken zu können, sie können beide recht gut kochen und trinken kann man auch zu Hause. Auch finanziell haben sie durch die Pandemie kaum unter finanziellen Einbussen zu leiden. Es geht ihnen also vergleichsweise gut, und die Angst vor der Krankheit und einem möglicherweise qualvollen Tod nimmt immer mehr ab, je länger sie vor Ansteckung durch die Krankheit verschont werden. Das politische Gezänk rund um die Pandemie nehmen sie sehr von aussen war – eigentlich völlig unbeteiligt und ziemlich erstaunt. Natürlich lassen sie sich impfen und tragen auch Masken, wo es gefordert wird – daraus eine Grundsatzfrage zu machen, scheint ihnen beiden absurd. In dieser Hinsicht sind sie ganz pragmatisch. Manches mag vielleicht nicht nützlich sein, aber auch nicht schädlich; mit Ungewissheiten haben sie zu leben gelernt und machen niemandem den Vorwurf, auch der Regierung und Politikern und Ärztinnen und Infektiologen und Epidemiologinnen nicht, nicht alles zu wissen und herumzuexperimentieren, weil eine noch nie dagewesene Herausforderung ein Vorgehen nach dem Prinzip «Try and Error» eben erfordert oder vielmehr unumgänglich macht. Gewissheitsfanatiker, und ja, auch Gewissheitsfanatikerinnen, gehen ihnen furchtbar auf die Nerven. Leute, die jeden nachvollziehbaren Fehler und jede verständliche Fehleinschätzung auf die Goldwaage legen, sind einfach doof. In unsicheren Zeiten – und die Zeiten sind eigentlich immer unsicher – weiss niemand etwas Genaues.

Sich durchzuwursteln – etwas, was sowohl Andi wie Max ihr Leben lang praktiziert haben – gewinnt so langsam Stil und wird zur Gewohnheit. Wird von der Ausnahme zur Regel, zur Norm, wird salonfähig: Wir alle wursteln uns dauernd durch, und wer behauptet, alles unter Kontrolle zu haben, der lügt, oder er macht sich was vor, oder er macht andern was vor, oder er ist einfach ein Idiot, oder weniger scharf ausgedrückt: ein etwas einfaches Gemüt.

18

On the Road again

Am 18. Juli 2022 fahren am Morgen um sieben gute Freunde von Max, die in der Nähe wohnen, diesen zum Flughafen – viel zu früh, wie sich herausstellt, hat er doch sein Gepäck schon am Vorabend eingecheckt. Warten ist angesagt, aber Max, der endlich «im Ruhestand» ist, hat jetzt Zeit, kann endlich mal Zeit verschwenden. Das Boarding ist einiger-massen pünktlich, jedoch dauert es bis zum Abflug, haben doch drei Fluggäste ihr Gepäck ins Flugzeug verladen lassen, ohne dann selbst aufzutauchen – da müssen diese Gepäckstücke natürlich aus Sicherheitsgründen aussortiert werden, und das dauert. Schliesslich heben sie doch noch ab und landen knapp eine Stunde später auf dem Münch-ner Flughafen, wo weitere Warterei angesagt ist – jetzt wegen Mangels an Bodenpersonal: Der Bus, der sie zum Flughafengebäude

bringen sollte, will und will nicht kommen; der Kapitän bedauert das unendlich und findet es eine Schweinerei, was aber natürlich auch nichts ändert. Max ist schon wieder gestresst, weil er fürchtet, seinen Anschlussflug nach Singapur zu verpassen – was natürlich völlig überflüssig ist, schliesslich bleibt noch reichlich Zeit zum Umsteigen (bei einer seiner letzten Reisen, ebenfalls über München nach Singapur, verpasste Max tatsächlich in Zürich fast den Flug, hauptsächlich deshalb, weil er sich am falschen Gate in die Warteschlange vor dem Boarding stellte, zwar auch für einen Flug nach München und mit ungefähr der gleichen Abflugzeit, aber eben der falsche Flug, und als er das realisierte, stieg ihm das Blut siedendheiss in den Kopf, er rannte schwitzend und keuchend zum richtigen Gate, aber da war das Boarding schon abgeschlossen und das Bodenpersonal machte sich bereit zu gehen. Erst wollten sie ihn nicht mehr einsteigen lassen, aber da warf sich Max buchstäblich vor ihnen auf die Knie und flehte sie an, worauf sie Gnade vor Recht walten liessen, sozusagen).

Der Flug nach Singapur verläuft dann erfreulich ereignislos und, da Max Premium Eco gebucht hat, sogar einigermaßen angenehm, abgesehen davon, dass er trotz Temesta und Alkohol keine Minute schlafen kann und der Frass zum Kotzen ist – na ja, ganz so schlimm ist er nicht. Aber dann am Zoll in Singapur – Max hat drei Päckchen Kent White im Rucksack und ein halbes Päckchen in seiner Hemdtasche, nicht ahnend, dass (neuerdings?) jeglicher Import von Zigaretten im Inselstaat verzollt werden muss. Also wird er von den Beamten herausgepflückt und streng darüber

belehrt, dass er jetzt eigentlich eine hohe Strafe zu rappen und sogar mit Gefängnis zu rechnen hätte... Aber sie haben dann doch noch ein Einsehen und lassen ihn harsch verwarnt, aber ungestraft laufen resp. einreisen. Nicht ohne vorher seine drei Zigarettenspäckchen brutal zu zerschneiden und demonstrativ in den Abfalleimer zu werfen. Und das nächste Mal – er sei jetzt erkenntnisdienstlich erfasst – würde die Sache dann nicht mehr so glimpflich ausgehen, das könne er ihm garantieren, sagt der gestrenge Zollbeamte, fast noch ein Junge, der verkleidet wirkt in seiner schmucken Uniform.

Also nicht ganz stressfrei das Ganze. Nun hat Max ja mit einem seiner Verflorenen abgemacht für drei Tage, auf einer der vorgelagerten Inseln auf indonesischem Terrain, und zwar ohne das seinem Jetzigen, seiner grossen Liebe, mit der er nun schon zweiundzwanzig Jahre zusammen ist, kundzutun und zu beichten resp. ohne es ihm anzukündigen und ihn in seine Pläne einzuweihen, wo er doch weiss, wie sehr es Andi hasst, belogen zu werden, obwohl: Direkt belügen tut er ihn ja nicht, aber diese Ausflucht vor sich selbst vermag sein schlechtes Gewissen nicht wirklich zu dämpfen. Und schlechtes Gewissen bedeutet zusätzlichen Stress, aber selber schuld. Er fährt dann mit dem Taxi zum Fährhafen und setzt mit dem Schnellboot zur Insel über. Aber dort erwartet ihn sein Verflorenener, ein Ehemann mit drei Kindern und «jetzt nicht mehr schwul», vorerst eben nicht. Er ist sich fast sicher, den falschen Zielhafen angesteuert zu haben, denn er ist sich seines katastrophalen Orientierungsvermögens durchaus bewusst. Und er kann diesen Ehemann und Familienvater nicht anrufen, da

Smartphone-Akku leer. Angstschweiss, noch mehr Stress. Kaputt von Reise und Jetlag und feuchtheissem Klima. Aber schliesslich tippt der Verfllossene ihn dann doch noch von hinten auf die Schulter. Sie stehen sich etwas fremd gegenüber, da sie sich über vier Jahre nicht mehr gesehen haben (ihre Bekanntschaft geht auf das Jahr 1998 zurück und hat inzwischen für Max eine rein sexuelle und für den Verflossenen eine rein kommerzielle Basis und Bedeutung).

Der Verfllossene will im Hotel Marriott absteigen, dem teuersten Hotel vor Ort. Das Hotel ist grossartig, vor allem die Aussicht direkt aufs Meer, der Swimmingpool im fünften Stock, die Bar auf dem Dach. Auch die Zimmer vom Feinsten, klar, zu diesem Preis. Sie sprechen dann auch völlig offen über Sexualität und den Wechsel sexueller Ausrichtung. (Früher, als Max und der Verfllossene noch «zusammen waren», hatte der Indonesier immer behauptet, er lebe mit seiner Schwester und deren Kind zusammen, aber Max hatte schon bald den Verdacht gehabt, dass sein «Lebensabschnittspartner» mit dieser «Schwester» verheiratet war.) Aber ja, sagt der Verfllossene, so ganz heterosexuell sei er schon nicht geworden, jedoch wollte er eben schon immer eine Familie haben und liebe seine Kinder über alles – Max glaubt und hofft für ihn und seine Kinder, dass er ein guter Papi ist. Auf jeden Fall ist er bereit, nicht nur der Begleiter von Max zu sein für die zwei, drei Tage, sondern auch ein paar unkeusche Dinge zusammen mit Max zu treiben. Dafür zahlt ihm Max ein sehr anständiges Honorar, das der Familie – der Verfllossene ernährt sie mit einer Wasseraufbereitungsanlage – sicher weiterhilft. Aber Max hat gegenüber seinem Lieblings-

menschen und jetzigen Lebenspartner wie gesagt ein heftiges schlechtes Gewissen, das trübt das Zusammensein mit dem Papi, das sich aber sonst als ganz entspannt (und zeitweise erregend) herausstellt, natürlich schon ein bisschen. Sie übernachten jedes Mal in einem anderen Hotel, weil der Verfllossene das aus für Max uneruerbaren Gründen so will, die zweite Nacht verbringen sie in einem Hotel, das einem Kreuzfahrtschiff nachempfunden ist, in dem es Max aber gar nicht gefällt, weil die Klimaanlage nicht richtig funktioniert, was ihn gar dazu veranlasst, das Zimmer zu wechseln. D.h. zuerst kommt ein sogenannter Techniker, der ein bisschen an der Klimaanlage herumfummelt (oder, genauer, einfach in sie hineinschaut, wie Max vermutet), was aber gar nichts bringt, worauf Max dann eben das Zimmer wechselt, was aber auch nichts bringt, da die Klimaanlage hier nicht besser funktioniert (d.h. es stickig heiss ist in dem Zimmer), was Max vermuten lässt, dass alle Klimaanlagen in diesem Hotel nicht richtig funktionieren, und das ist für ein so grosskotzig auftretendes Hotel mit vier Sternen, aber sichtbar wenigen Gästen, doch etwas schäbig. So übernachten sie die dritte Nacht in einem Hotel der «Harris»-Kette, da funktioniert die Klimaanlage tadellos. Das Hotel ist sehr auf die Gesundheit der Gäste bedacht, was sich zum Beispiel darin äussert, dass die Gäste samt Personal und Management vor dem Frühstück (oder auch danach, das weiss Max nicht, weil die beiden nicht im Hotel frühstücken) sich gemeinsam und sehr begeistert einer Aerobic-Lektion hingeben, was Max als etwas retro empfinde, Jane Fonda und so, aber vielleicht erlebt die momentan ja gerade ein Revival, Max kennt sich da nicht so aus). Tagsüber fahren sie im Auto des Indone-

siers auf der grossen Insel herum und besuchen anderntags mit einem kleinen Boot, in dem man kauern unter einer gelben Plastikplane, weil es regnet, die Überfahrt erlebt. Auf der kleinen Insel gibt es ein Pfahlbauerdorf und ist es ganz reizend mit sehr netten Menschen – ein Idyll, aber der Schein trügt wahrscheinlich. Sie lassen sich gemächlich auf Fahrradrickschas auf der Insel herumkutschieren. Und abends essen sie immer sehr gutes Seafood am Meer. Und dann ist der Spuk auch schon wieder vorbei, Max fährt mit der Fähre zurück nach Singapur und dann mit dem Taxi zum Flughafen und sitzt dann endlich im Flieger, der ihn nach Bali und zu seinem Liebsten bringt. Wo er sein schlechtes Gewissen dann vergessen kann.

Natürlich verläuft auch die Zollpassage in Bali nicht ganz reibungslos, da die Altersmedikamente von Max eine Halbjahresportion umfassen, was eine ganze Menge von Pillen in seinem Koffer bedeutet und natürlich den Argwohn der Zollbeamten erregt. Aber er hat glücklicherweise eine Bestätigung seiner Ärztin dabei, die bescheinigt, dass er den ganzen Kram wirklich braucht, weil die Medikamente «überlebenswichtig» seien (was mit Sicherheit übertrieben ist), und so darf er dieses Mal beinahe unbehelligt einreisen. Schliesslich vermutet man ja zurecht, dass so ein netter älterer Herr wie Max wohl kaum ein Medikamenten-dealer sein kann. Der natürlich sein höflichstes Indonesisch zusammengekratzt hat.

19

Im Affenwald

Dann sieht er sie alle wieder: Andi natürlich, der allerdings fürchterlich erkältet ist, Rahmat, einen Neffen von Rahmat (ein scheues Kätzchen, verspielt und eine Augenweide), und Heri (nicht mehr ganz jung, aber ebenfalls eine Augenweide). Sie fahren zusammen ins Hotel Mina Pelasa in Legian, wo sie schon einige Male übernachtet haben und wo man in traditionellen Bungalows, die um einen Pool angeordnet sind, mitten in einem Paradiesgarten wohnt. Nach gegrilltem Fisch und einigen Flaschen Bintang-Bier sinkt Max todmüde ins Bett.

Am anderen Tag fahren sie alle zusammen zum Monkey Forest nach Ubud, wo Max auch schon einige Male war. Er liebt die Bali-Affen und auch die verwitterten Kunstwerke von Fantasiefiguren der surrealen Art sehr. Allerdings ist

Andi ziemlich angeschlagen, er hat schlecht geschlafen wegen des Hustens und des Geschnarches von Max.

Jeden Monat strömen mehrere Tausende Besuchende in den Ubud Monkey Forest, der sich als eine Art Heiligtum mit Bildungsauftrag versteht. Nach dem Konzept von Tri Hita Karana (was drei Wege aufzeigt, um spirituelle Erfüllung und physisches Wohlbefinden zu erlangen), soll im Monkey Forest Ubud das harmonische Zusammenleben von Mensch und Natur gefördert werden.⁶ Im Ubud Monkey Forest leben ca. 1000 Makaken im Wald. Diese sind in sieben Gruppen aufgeteilt und tollern überall im Wald herum, faulenzten, ärgern die Touristen – oder ignorieren sie hartnäckig. Man streift vorbei an moosigen Bäumen entlang von eindrucksvollen Statuen und Tempelanlagen, und mit etwas Glück kann man sogar eine religiöse Prozession beobachten. Diese gibt es im Monkey Forest nämlich häufig, denn die Stätte wird nicht nur von Reisenden besucht, sondern ist auch ein wichtiger religiöser Ort für die Balinesen selbst. Es gibt drei Tempel, deren Inneres für Touristen (ja, und auch für Touristinnen) nicht zugänglich ist. Der grösste Haupttempel ist Shiva gewidmet, die beiden anderen Tempel den Gottheiten Brahma und Ganga⁷.

⁶ Das Konzept Tri Hita Karana ist eine im balinesischen Hinduismus verwurzelte Lebensphilosophie. Übersetzt bedeutet Tri drei, Hita ist Glück und Karana heisst Umwelt.

⁷ Ganga (Sanskrit, f., गङ्गा, gaṅgā), der indische Name für den Fluss Ganges, ist auch der Name einer Göttin des Hinduismus. Sie wird häufig als «Mutter Ganga» bezeichnet.

Am Sonntag holen sie (ohne Andi, der zu wenig fit ist) die 23-jährige Luna am Flughafen ab. Sie ist die Nichte von Max und reist zum ersten Mal allein durch die Welt. Sie war ein paar Tage in Kuala Lumpur und hat dort ziemlich gelitten – wegen der Hitze, wegen der Unsicherheit des Zum-ersten-Mal-Alleinreisens. Sie hatte in der malaysischen Metropole beinahe panikattackenähnliche Zustände, Herzrasen, Schwindel. Für Max ist es etwas komisch, jetzt quasi für sie verantwortlich zu sein. Er kennt sie nicht sehr gut, aber er denkt, dass sie ist eine junge Frau sei, die das Herz auf dem rechten Fleck und einen guten Kopf habe. Vielleicht eine Spur zu sensibel und eben sehr behütet aufgewachsen, deshalb nimmt sie das raue Leben etwas mit, denkt Max, und das begegnet einem auf Reisen eben auch (das raue Leben). Aber die Jungs nehmen sie gut auf, es gibt viel gegenseitigen Respekt. Am Abend essen sie zu viert, Rahmat, sein Neffe, Luna und Max. Da sowohl Rahmat als auch sein Neffe kaum Englisch sprechen, wird die Konversation etwas zäh. Nichtsdestotrotz erfahren sie, dass der Neffe (das Kätzchen, später hört Max, es sei auch Drogen-dealer und Zuhälter) am Vorabend ein Kätzchen, das zum Hotel gehört, in seinem Bett schlafen liess, welches ihm diesen Liebesdienst damit verdankte, dass es sein Bett vollschiss. Das ruft ein bisschen Schadenfreude hervor, der süsse Neffe lächelt verlegen. Ausserdem hat er den Ausweis seines älteren Bruders benutzt, weil er unbedingt nach Bali mitkommen wollte, den Ausweis, den sein Bruder, ein Bauleiter, nun gebraucht hätte, um Geld abzuheben, und der ziemlich sauer ist, wie Max erfährt, weshalb der Neffe noch in der gleichen Nacht nach Java zurückreisen muss.

Anderntags lassen sie Andi, der wirklich krank ist, zur Erholung im Hotel zurück und machen zu viert eine Tour durch den Süden der Insel. Sie besuchen die Garuda-Wisnu-Kencana-Statue und im integrierten Theater eine balinesische Gamelan-Aufführung mit Tanz, die ziemlich beeindruckend ist – beeindruckend insofern, als die Tänzer eine äusserst ausdrucksstarke Körpersprache und eine für europäische Augen übertrieben wirkende Mimik an den Tag legen. Dann sind sie beim Uluwatu-Felsentempel und an zwei Stränden in Südbali (Pantai Pandawa, Pantai Melasti). Der Felsentempel ist fast 1000 Jahre alt und thront auf einer Steilküste 100 Meter über dem Meer; ein schöner Weg führt der Klippe entlang. Auch hier hat es viele und freche Langschwanzmakaken, von denen einer Luna die Sonnenbrille wegschnappt.

Anderntags ist Max am Strand von Seminyak mit Luna, meditiert auf den rauschenden Klang des Meeres und versucht, seinen Geist zur Ruhe zu bringen, was ihm nur sehr sporadisch gelingt; er versucht, seine Gedanken beim Vorbeiziehen zu beobachten, dann versucht er, den Beobachter zu beobachten. Diese Tätigkeit oder eben Nicht-Tätigkeit bewirkt, dass er manchmal fast einschläft. Furchtbarer Sonnenbrand, obwohl Max die ganze Zeit unter dem Sonnenschirm im Schatten liegt; insbesondere die Füße sind rot und geschwollen und schmerzen ihn so sehr, dass er in der Nacht kaum schlafen kann, weil das Bettlaken die empfindlichen Stellen berührt. Ausserdem ist er an diesem Abend total erschöpft; so erschöpft, dass er gerade mal zwei grosse Bintag trinken kann.

31.7.2022

Am Montag fahren sie mit Joko eins, dem Fahrdienst von Setail, von Denpasar nach Jalen, das wir schon als das Heimatdorf von Andi kennengelernt haben. Keine besonderen Vorkommnisse. Joko Nummer eins fährt offenbar mehrmals pro Woche zwischen Bali und Setail hin und her, schläft mal ein paar Stunden zu Hause oder auf der Fähre zwischen Gilimanuk und Banjuwangi. Er ist ein etwas beleibter Mann von 45 Jahren – gemuk, wie das im Indonesischen heisst, was ihn mit Max verbindet –, ein äusserst frohgemuter Mann, wie es scheint, und wie fast alle Ost-jawaner Dangdut-begeistert, er singt die Lieder mit und führt mit den Händen andeutungsweise Tanzbewegungen aus.⁸ Momentan ist ein Dangdut-Wunderknabe in aller Munde resp. Ohren, Farel Prayoga, dessen Song «Ojo Di Bandingke» auch ein Lieblingssong von Joko eins ist, der ihn immer wieder abspielt und dazu lauthals mitsingt. Der 12-jährige Junge mit der goldenen Kehle war Strassenmusiker, wie es so viele in Indonesien gibt, wurde entdeckt, machte Karriere und durfte schliesslich am Unabhängig-

⁸ Dangdut ist einer der populärsten Stile der indonesischen Musik, die sich durch einen besonderen Rhythmus auszeichnet, bei dem der erste Schlag eines 4/4-Taktes leicht und der vierte Schlag stark betont werden. Dieser Rhythmus wurde von den indischen Musikfilmen des frühen 20. Jahrhunderts übernommen. Ein Dangdut-Ensemble beinhaltet meist elektronische Instrumente wie eine E-Gitarre, Keyboard etc. sowie die indische Trommel Tabla und die indonesische Bambusflöte Suling. Dieses meist vier bis acht Instrumentalisten umfassende Ensemble begleitet einen Sänger oder eine Sängerin.

igkeitstag vor Indonesiens Präsident Jokowi singen. Manche Strassenmusiker, von denen viele nicht gerade mit Musikalität gesegnet sind, ziehen mit traurigen Mienen von Haus zu Haus, klimpern ein bisschen auf der Gitarre herum und erhalten von den Bewohnern 2000- oder 5000-Rupiah-Scheine, also ein paar Rappen (vermutlich, damit sie mit dem Geklimper auf-hören) und ziehen dann weiter.

Der Empfang in Andis Haus ist überaus herzlich, viele Verwandte und Bekannte stellen sich ein, einer von Andis Neffen feiert in der Umgebung Beschneidung. Andi hat sein Haus erweitert, Max sieht zum ersten Mal den Pavillon, in dem er später indonesische Vokabeln lernt und an seinem Roman über die Zombies der Unsterblichkeit schreibt, und den neuen Bungalow mit einem grossen Zimmer mit Dusche und WC auf dem Grundstück, in dem Luna schlafen darf. Joko zwei aus Semarang trifft ein, der einige Male für längere Zeit bei Andi und Max in Zürich gewohnt hat, sie essen indonesisch auf dem Boden, in Papier eingeschlagene Leckereien vor allem mit viel Sambal, sehr scharf. Andis Schwester und ihr Mann sind da, Sofya, Andis Nichte, und ihre zwei Kinder, der geschiedene Ehemann von Sofya, und der Architekt, Handwerker, Erbauer und Hairdresser Ifan, ein Tausendsassa der praktischen Fähigkeiten, von denen Max so wenige besitzt und die er neidlos bewundert, Koiron und Rohmat (schwule entfernte Verwandte von Andi, die jüngere Generation). Ach ja, und sie sehen den Neffen von Rahmat wieder, das Kätzchen, mit roten Strähnchen im Haar.

Den letzten Tag in Bali verbringt Max allein, er ist ein bisschen erschöpft und braucht etwas Privatheit. Luna ist

mit einer Kollegin aus der Schweiz unterwegs, abends am Strand, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Und dann gerät Max fast wieder ein wenig in Panik, weil die Mädchen nicht sofort auftauchen, als es dunkel wird. Als sie schliesslich doch noch auf der Bildfläche erscheinen, ist Max sehr erleichtert und lädt die beiden Mädchen gleich zum Nachtessen ein im zum Hotel gehörenden Restaurant. Die Freundin, die allein reist und erst zwei Wochen später ein Surfcamp besuchen will, erscheint Max sehr sympathisch, klug, mutig; sie ist erst 22, was ihm inzwischen als wahnsinnig jung erscheint. (Der Neffe von Rahmat ist ebenfalls 22, erscheint ihm aber noch viel jünger.)

Luna wird übrigens sehr bewundert, alle sagen, sie sei wunderschön, ein Traum, ein Engel, die Männer und Jungs wollen sich mit ihr fotografieren lassen, wahrscheinlich um nachher vor ihren Freunden zu behaupten, sie sei ihre Freundin. Bewundert werden vor allem ihre weisse Haut und die langen blonden Haare. Das Schönheitsideal hier lässt sich auf die einfache Formel bringen: je hellhäutiger, desto schöner. Ein Überbleibsel der Kolonialzeit?

Am Mittwoch fahren sie zu vier – Heri, Rahmat, Luna und Max – am Lake Batur vorbei und auf der sich am Rand der gewaltigen Caldera des Mount Batur hinziehenden Strasse. In einem der an dieser Strasse befindlichen Restaurants nehmen sie den Lunch zu sich. Herrlicher Aus- und Rundblick. Der Batur ist, wie Max von Wikipedia erfährt, ein aktiver Schichtvulkan im Zentrum zweier konzentrischer Calderen. Die grössere, 10 mal 13,5 Kilometer messende Caldera entstand vor rund 29'300 Jahren. Die 6,4 mal 9,4

km grosse innere Caldera wird auf ein Alter von rund 20'150 Jahren datiert. Das war wohl der Ausbruch eines Supervulkans, wie er heute oder in den nächsten tausend Jahren u.a. beim Yellowstone-Nationalpark befürchtet wird.

Max ist den ganzen Tag angespannt, weil er sich wegen Andi Sorgen macht, der immer noch müde, krank, hustengeplagt ist; später wollen sie mit ihm in eine «Klinik». Max fühlt sich ungut an den thailändischen Jungen erinnert, den er vor 22 Jahren in den Tod begleitet hat. Später besuchen sie noch den Tegenungan Wasserfall in der Nähe von Ubud, den man über steile Stufen, die in die Tiefe führen, erreicht, die man dann natürlich auch wieder hochsteigen muss. Recht anstrengend bei diesen Temperaturen, und Max fühlt sich einmal mehr an sein Alter erinnert, das er immer wieder mal vergisst, weil er es vergessen will.

Abends mit Andi in die Klinik, wo er ungefähr fünf Minuten lang untersucht und dann mit der Frage konfrontiert wird: Pillen oder Spritze? (Die Untersuchung beinhaltet auch eine Messung seines Blutdrucks, die den absolut abenteuerlichen Wert von etwa 180 zu 120 ergibt. Als Max abends den Blutdruck von Andi mit dem aus der Schweiz mitgebrachten Messgerät nachmisst, ist der Wert völlig normal.) Andi, der sich vor Spritzen fürchtet wie der Teufel vor dem Weihwasser, entscheidet sich natürlich für die Tabletten. Irgendein veraltetes Breitbandantibiotikum; Max macht später den Fehler, im Internet nachzuschauen, welche Nebenwirkungen dieses Medikament haben kann. Fürchterlich. Später Nachtessen zu zweit mit Luna; gutes, sehr persönliches Gespräch. Dabei verpasst Max die einzige

Möglichkeit zu einem Treffen mit seinem Lehrerkollegen Joe aus der Schweiz und dessen Partner Bagus im Swiss Restaurant von Kuta-Legian.

Aber das Breitbandantibiotikum wirkt offenbar, anderen-tags behauptet Andi jedenfalls, es gehe ihm besser. Sie machen wieder einen Ausflug, dieses Mal an den Baratan-See mit seinen berühmten Tempeln, der sich vor zwei oder vier Jahren noch einigermaßen wild präsentierte und jetzt fast so gepflegt ist wie eine Parkanlage am Zürchersee. Dann nach Tanah Loth, dem in der Hitze flimmernden Felsentempel im Meer. Am Abend schliesslich im Mina Pelasa-Restaurant in Kuta, die tanzenden Kellner sind zwar ein Marketing-Gag, aber sorgen trotzdem für Erheiterung und fröhliche Laune.

Tagsüber am Watudodol, einer Sehenswürdigkeit am Meer gegenüber von Bali, mit dem Felsen mitten in der Strasse, der sich trotz aller Bemühungen nie entfernen liess und bei dem Menschen in der Dämmerung ihre Wünsche deponieren. Der Name Watudodol bezieht sich auf einen sechs bis zehn Meter hohen harten Felsblock, ich habe ihn nicht vermessen und muss mich diesbezüglich auf die ohnehin nicht sehr verlässlichen Informationen im Internet verlassen (und im Schätzen bin ich ohnehin nicht gut), der genau zwischen den beiden Fahrtrichtungen liegt: Die Strasse musste also um den Felsbrocken herum gebaut werden. Auf Javanisch bedeutet Watu Stein. Der Begriff Dodol bezieht sich auf ein quadratisches süsses Lebensmittel von der Grösse eines kleinen Fingers, eine traditionelle indonesische Snack-Strassennahrung aus Kokosmilch,

Reismehl, Zucker und Salz –etwas ungewohnt für den europäischen Gaumen, aber zweifellos sehr süß.

Im Bereich des Watudodol-Beach befindet sich eine Süßwasserquelle, die von Anwohnern mit einer Steinbarriere begrenzt und zu einem Brunnen ausgebaut worden ist. Bei Flut kann Meerwasser in diese Wasserquelle eindringen, ohne dass das Wasser dadurch salzig würde (ich muss als Fremder glauben, was ich höre). Der Volksglaube geht deshalb davon aus, dass das Süßwasser, das aus den Felsen kommt, die Fähigkeit hat, verschiedene Arten von Krankheiten heilen zu können.

Der Stein oder vielmehr Felsbrocken, der seit der niederländischen Kolonialzeit existiert, wird von den Einheimischen aufgrund der vielen unerklärlichen und seltsamen Ereignisse, die sich in seinem Umfeld zugetragen haben sollen, als heilig angesehen. Es wurden offenbar zahlreiche Versuche unternommen, Watudodol zu versetzen, vom Abbruch bis hin zum Abtransport per Boot, aber keiner war, wie man Max fast beschwörend versichert, erfolgreich. Das Schiff, das Watudodol von seinem Standort ziehen sollte, sei in zwei Teile zerrissen worden und gesunken, lässt man Max wissen. Dies lässt die Einheimischen glauben, dass dieser Stein von übernatürlichen Wesen bewacht werde und als Tor zu einem Königreich diene, welches von Astralwesen, Gesandten der Königin der Südküste, als Übergang zwischen der «realen» und der Geisterwelt benutzt werde.

Viele Banjuwangier:innen glauben zudem, dass sich dieser Stein einst am Strand befunden, sich aber eines Nachts ,

obwohl keineswegs im Besitz von Beinen, plötzlich völlig selbständig (oder allenfalls mit Hilfe von übernatürlichen Wesen) mitten auf die Strasse hin bewegt habe. Dazu komme, dass dieser Stein auf einem eher kleinen Steinsockel stehe, so dass es wirke, als würde er schweben. Für die menschliche Logik macht diese Tatsache keinen Sinn: wie kann ein Felsblock gleichzeitig schweben und unverrückbar sein? Dass aus der Wand des Felsbrockens ein Pflanzenstamm gewachsen ist, trägt zusätzlich dazu bei, den Nimbus des Mystischen dieses Felsens zu verstärken.

Viele Augenzeugen behaupten, dass sich die anmutige weibliche Gandrung-Statue mit dem farbenfrohen Gewand, der Krone und dem Fächer über dem Watu Dodol Beach auf dem Dach einer Art Rundtempel manchmal von selbst bewegen und tanzen könne. Zeuginnen und Zeugen behaupten, gesehen zu haben, wie sich der Gesichtsausdruck der Statue verändert habe. Andere geben an, sie hätten die Statue fotografiert, aber auf dem Bild habe die Tänzerin dann gefehlt.

Gandrung ist ein traditioneller indonesischer Tanz, der vor allem in Ostjava und speziell in Banjuwangi gepflegt wird. Das Wort «Gandrung» bezeichnet das Dreschen von Korn und Spelze. Danach kann erkannt werden, welche Körner gut sind und welche nicht. Dieser Vorgang wird im Tanz dargestellt. Der Gandrung-Tanz wird in der Öffentlichkeit als Ausdruck der Dankbarkeit dafür, dass sie der Gemeinschaft Wohlstand schenkt, nach jeder Ernte zu Ehren der Reisgöttin aufgeführt. Die mystische Aura, die die Gandrung-Statue umgibt, wird in Indonesien immer wieder in

Fernsehsendungen besprochen und viele Dukuns – eine Art Schamanen –und mit ihnen die meisten Indonesier:innen sind sich einig, dass die Statue tatsächlich einen übernatürlichen Geist repräsentiert.

In der Nähe des Watudodol befindet sich zudem ein japanischer Bunker auf oder vielmehr in einem Hügel, der während des Zweiten Weltkriegs als Stützpunkt der japanischen Armee diente. Heutzutage werden die Bunker des japanischen Erbes oft von Einsiedlern genutzt, um asketische Rituale durchzuführen, zu meditieren und den unsichtbaren Sphären zu huldigen. Es gibt mehrere Teile des Tunnels, die miteinander verbunden sind. Allerdings ist ein Teil der Höhle eingestürzt und unpassierbar. Laut einem der Verwalter des Bunkers wird angenommen, dass die Höhle eigentlich durch das Alas Purwo-Gebiet bis zur Südküste führe. Der Standort dieses Bunkers ist nicht weit vom Grab von Syech Maulana Ishak⁹ und zwei weiteren Gräbern entfernt angesiedelt, die ebenfalls eine starke Ausstrahlung haben.

Viele Balinesen, insbesondere LKW-Fahrer, halten oft am Watudodol an, um an diesem Stein Opfergaben wie Blumen, Früchte, Geld usw. zu deponieren. Es gibt nicht wenige Geschichten von mysteriösen Unfällen, unglücklichen Geschehnissen und Verbrechen im Zusammenhang mit dem Watudodol.

⁹ Shaykh Maulana Ishaq war ein Wali – ein Heiliger – des 14. Jahrhunderts und offenbar ein direkter Nachkomme des Propheten Mohammed – aber der Prophet hatte und hat natürlich Myriaden von Nachkommen.

Banyuwangi sei voller Magie und Geheimnisse, erklärt Andi Max. Am Beispiel des Watudodol zeigt sich, dass der Islam in Indonesien eine besondere Form angenommen und sich mit naturreligiösen Elementen und Relikten des einstmals hier heimischen Hinduismus und Buddhismus verbunden hat – eine Art Religionsamalgam hat sich gebildet, das man nicht respektlos oder herablassend als Synkretismus abqualifizieren sollte, da diese Form der Religiosität eine grössere Wahrheit ausstrahlt als die «reine Lehre», die sich oft genug als zerstörerisch, ja sogar als mörderisch herausstellt. Und es gibt leider in Indonesien in zunehmendem Mass einen ungesunden Religionsimport salafistischer Natur aus Saudiarabien, der dadurch, dass die reichen, bigotten und verlogenen Saudis in Indonesien Koranschulen, Waisenhäuser und Ähnliches finanzieren, mit dem nicht selten erfolgreichen Versuch einhergeht, indonesische Kinder und Jugendliche religiös zu indoktrinieren, um nicht zu sagen: gehirnuwaschen. Denn das Ziel der religiösen Fundamentalist:innen ist es auch in Indonesien, ein Kalifat zu schaffen und dadurch die indonesische Nation, die auf den Pfeilern der religiösen Gleichheit und Gleichwertigkeit und des friedlichen Nebeneinanders der vielen Volksgruppen, Sprachen und Kulturen des Inselstaats beruht, zu zerstören.

3.8.2022

Die letzten paar Tage war die Truppe mit Joko 2, dem Joko, der lange in der Schweiz der Gast von Max und Andi war,

unterwegs. (Joko 2 besitzt ein Haus in der Nähe von Semarang, das er zusammen mit seinem Schweizer Partner gebaut oder erworben hat; dieser ist allerdings schon vor einiger Zeit verstorben – eines Tages fand ihn Joko leblos im Pool treiben. Wahrscheinlich hatte er einen Herzinfarkt erlitten.)

Gestern zum Beispiel besuchten sie den Baluran-Nationalpark: Afrika in Indonesien, eine weite Savannenlandschaft mit wunderschönen einzeln stehenden Bäumen und entsprechender Tierwelt. Im Gegensatz zu der üppigen grünen Landschaft, die anderswo auf der Insel zu finden ist, besteht der Baluran Nationalpark, der sich am östlichsten Rand von Java befindet, hauptsächlich aus offenen Savannen, in denen Wildtiere frei herumlaufen. Hier könnte man die grossen Javan-Wasserbüffel «Banteng» grasen sehen, wenn denn welche da wären, kleine Javamausrehe (die sind tatsächlich da), bekannt als «Kancil», Pfaue, die stolz ihr farbenfrohes Gefieder zeigen (auch die sind abwesend oder anderswie beschäftigt), Adler, die durch die Lüfte segeln (Max und Andi und auch die anderen haben keine gesehen) und Makaken, die mit ihren Schwänzen nach Krabben fischen (die Makaken waren natürlich vorhanden, allerdings ohne zu fischen oder zumindest ohne dass unsere Freunde diese Affen hätten fischen sehen). Soviel zum Unterschied zwischen Werbung und Wirklichkeit. Dabei ist der Park auch so ganz toll.

Er umfasst stolze 250 Quadratkilometer und ist Teil des Bezirks Situbondo. Er besteht aus Tiefland- und Mangrovenwäldern und bietet reichlich Nahrung für die Tiere, die hier

leben. In diesem Park befinden sich auch viele typische Java-Bäume wie die Java-Tamarinde und die Pekannussbäume, schöne, aber auch für den Menschen segensreiche Wesen, indem sie ihnen gratis und franko ihre Früchte zur Verfügung stellen (die Natur kennt keinen Kapitalismus).

Der Park wurde 1937 von dem Holländer A. H. Loredeboer entdeckt – sicher einem sehr ehrenwerten Herrn, nehme ich jedenfalls an, aber trotzdem einem Ausbeuter – und von den holländischen Kolonialbehörden zum Wildschutzgebiet bestimmt (nicht alle Kolonialisten sind tumbe Deppen, was aber ausser der Tatsache, dass ein Gebiet zu einem Wildschutzgebiet erklärt wird, nichts rechtfertigt). 1980 erklärt ihn (den Park, nicht den Holländer) Indonesien zum Nationalpark, was beweist, dass die damaligen indonesischen Behörden nicht so dumm waren, jegliches Erbe aus der Kolonialzeit auszuschlagen.

Im Zentrum des Parks steht der erloschene Vulkan Baluran, der über seine unberührte, vom trockenen Ostwind dominierte Umgebung wacht (ein völlig unbestechlicher Wächter, den der Kapitalismus ebenfalls ganz und gar nicht interessiert). Der Baluran-Nationalpark wird im Durchschnitt nur drei Monate pro Jahr mit dem Nass von oben gesegnet. Die Regenzeit dauert in Ost-Java in der Regel von November bis April, während die Trockenzeit die Monate April bis Oktober umfasst und in der die Landschaft nur wenig Wasser erhält (was heute, dem Klimawandel sei Dank, auch etwas durcheinander gerät). Während der Regenzeit fließt das Wasser dagegen reichlich über das schwarze Schwemmgebiet, das nur wenig davon aufneh-

men kann, weshalb sich Teiche bilden – insbesondere entlang des südlichen Teils des Parks.

Später besucht die sechsköpfige Gruppe – vier Indonesier, zwei Bules – einen Stausee namens Waduk Bajulmati: Diese unwirkliche, fast surreal anmutende Landschaft, kombiniert mit den Industriebauten von Stausee und Wasserkraftwerk, würde eine wunderbare Filmkulisse hergeben, zum Beispiel für einen James Bond-Film. Im Auto wird es Koiron schrecklich übel, Fahrer Joko muss sofort anhalten, um den jungen Mann reihern zu lassen. In halb gespielter Panik jammert er «Ayah, ayah» (Vater, Vater), was die anderen schrecklich lustig finden.

Andi hat Luna viel von ihrem Leben – von seinem und dem Leben von Max – und ihren schwierigen Anfangsjahren an der Höschgasse in Zürich erzählt. Luna ist sehr offen und aufgeschlossen und hat offenbar nur wenig Mühe, sich in die Nöte, Ängste und dramatischen Geschichten eines schwulen Paares einzufühlen. Vielleicht findet sie sie auch einfach nur spannend.

In Andis Haus fühlt sich Max zunächst sehr zu Hause und von seinen Freunden und der Familie gastfreundlich an- und aufgenommen. Die Sprachbarriere ist natürlich ein enormes Hindernis, aber bald beginnt ja der Indonesischunterricht von und mit Sofya, der Nichte von Andi, die im Nachbarhaus mit ihrer Tochter, Baby Olin, wohnt und eine ausgebildete Englischlehrerin ist. Jetzt erteilt sie, des Babys wegen, hauptsächlich zu Hause Privatunterricht. Einzig der Bruder von Sofya, der «hauptberuflich» in einer Koran-

schule das heilige Buch des Islam auswendig lernt und sich zu einem ziemlich fanatischen Moslem entwickelt hat, macht Probleme. Er kann nicht akzeptieren, dass Andi schwul ist und seine schwulen Freunde sich oft im Haus treffen. (Vielleicht ist es auch eher ein Peer-Problem, wird der Neffe doch von seinen Mitschülern wegen des schwulen Onkels offenbar gehänselt.) Gegenüber seiner Schwester, die ja immer noch Christin ist – wenigsten der Form nach – und die zu vermitteln versuchte, ist er offenbar aggressiv geworden – heute morgen sass sie heulend im Wohnzimmer.

Seit einigen Jahren gerät der tolerante Islam der Indonesier zunehmend durch Islamisten unter Druck. Finanziert von Saudiarabien, werden überall im Land Koranschulen eröffnet oder übernommen, die einen fanatischen wahabitischen Islam vermitteln, ein Kalifat errichten und die Scharia einführen und so das Land spalten und in einen Bürgerkrieg hineinmanövrieren wollen. Weiss Gott (!) zu welchem Zweck! Offenbar ist der Neffe von Andi einer entsprechenden Gehirnwäsche unterzogen worden.

(Max ist sich aber nicht sicher, ob diese Interpretation der Realität entspricht. Es ist bloss eine Vermutung, die eine gewisse Plausibilität hat. Aber Vermutungen sind eben keine Gewissheiten und schon gar keine wissenschaftlichen Erkenntnisse.)

Am Vortag verbrachten sie viel Zeit an dem Max schon bekannten wunderschönen Strand Pulau Merah («rote Insel»), wo es wieder mal sehr heiss war; es ist eigentlich

immer heiss, mal mehr, mal weniger; gestern/vorgestern war es sehr heiss. Das einzige, was Max hier vermisst, ist eine Klimaanlage in der Nacht und regelmässigen Nachschub von Alkoholika (das heisst, im Moment ist der Nachschub noch kein Problem, Max hat in Bali vorgesorgt und Andi hat auch noch eine fast volle Flasche Wodka im Kühlschrank des neuen Häuschens). Vielleicht wäre das die ideale Gelegenheit, sich von seiner Alkoholsucht zu entöhnen, überlegt Max.

07.08.2022

Die letzten zwei, drei Tage war (und ist?) Max krank. Und zwar hat er die gleichen Symptome wie Andi. Husten bis zum Abwinken, vor allem in liegender Position, es atmet sich wie aus einem Schlambett heraus, was natürlich zum Bedürfnis führt, den Schlamm aus dem Körper herauszubefördern, per Husten, wie gesagt, oder vielmehr in einer Hustenorgie, aber mit erbärmlichem Ergebnis. Entsprechend wenig erholsamer Schlaf. Dafür hat Max gestern und vorgestern gar nicht geraucht, hatte auch gar keine Lust dazu.

Gestern Abend resp. heute Luna verabschiedet, die sich mit den Leuten hier richtiggehend angefreundet hat, mit Sofya, aber auch mit den schwulen Jungs, mit Andi natürlich und vor allem mit Koiron, der ihr eine geradezu verehrungs-volle Zuneigung entgegengebracht hat. Luna macht ab morgen eine Gruppenreise quer durch Java, über Yogya,

Solo, sie besteigen den Bromo und besuchen natürlich Borobudur. Sicher eine sehr anregende Reise. «Das wäre aber zu anstrengend für mich in meinem Alter», denkt Max.

08.08.2022

Immer noch ziemlich erkältet – Erbe von Andi, der den Husten reihum gestreut hat. Und Max hats eben ziemlich heftig erwischt. Ansonsten aber fühlt er sich rundumversorgt, sogar mit Alkohol, den Andi ihm grosszügig zugesteht und den man also auch in Genteng relativ leicht bekommt, wenn man weiss, wo und wie. Max wohnt jetzt im Zimmer von Luna, also in dem neu gebauten Häuschen auf dem Grundstück, das Häuschen, das ein von Imam entworfenes und gebautes grosses, geschmackvoll und modern ausgestattetes Zimmer mit Dusche/WC enthält, allerdings ohne Warmwasser und Aircon, aber was solls, Max hat sich schon ziemlich an das Klima gewöhnt. Und auf dem ganzen Gelände hat es immerhin WLAN.

Heute beginnen seine Indonesischlektionen mit Sofya. Immer montags, mittwochs, donnerstags, freitags von 19.00 bis 20.15 Uhr. Max bezahlt für die Lektionen monatlich 800'000 Rupiah, das sind etwas mehr als 50 Franken. Für Schweizer Verhältnisse ein Schnäppchen, aber üblicherweise bekommt Sofya pro Lektion 16'000 Rupiah, also etwa einen Franken.

17.8.2022

Ereignislose Rumhängtage in Setail. Max lernt Bahasa Indonesia, war in Jember, um sein Visum zu verlängern. Luna ist auf ihrer Gruppenreise krank geworden, liegt jetzt in einem Spital in Singaraja, Verdacht auf Denguefieber. Sie macht offenbar sehr schlechte Erfahrungen mit dem Gesundheitswesen in Indonesien, wird kaum sachgerecht behandelt, versucht jetzt, frühzeitig in die Schweiz zurückzukehren. Andi ist auch eher depressiv, er fühlt sich nicht mehr wohl in seinem Haus und seinem Dorf als geouteter Schwuler. Suche nach einer Wohngelegenheit in Genteng. Max muss sich selbst auch stets gegen eine lauende Depression wehren oder wappnen.

Er hat Flüge nach Thailand vom 18. bis 25. September und Hotelzimmer in Bangkok und Ko Samet gebucht, für Andi, Rahmat und sich.

Andi hat überall im und ums Haus CCTV-Kameras eingebaut, die er auf seinem Handy abrufen kann. Den Einbau erachtete Andi als nötig, weil zweimal bei ihm eingebrochen worden ist, und zwar auf höchst originelle Art, nämlich über das Dach und indem die Diebe ein Loch in die Decke von Andis Schlafzimmer schlugen. Andi beobachtet des Nachts immer wieder seltsame Erscheinungen im und vor dem Haus durch die Linse seiner Kameras, deren Aufnahmen er auf seinem Smartphone abrufen kann, Lichterscheinungen in Form von Kugeln, Schlangen, Vögeln und personenähnlichen Schemen, die man aber von

blossen Auge nicht sehen kann. Andi ist überzeugt davon, dass diese Schemen Geistwesen sind, die ihm zwar ein bisschen unheimlich sind, die er aber nicht wirklich fürchtet (Rahmat fürchtet sich sowieso nicht vor ihnen, weil er kein ängstlicher Mensch ist, und Arif auch nicht, weil er nicht an Geister glaubt). Max, dem Andi die Bilder zeigt, weiss nicht so recht, was er davon halten soll, er möchte an eine «natürliche» Ursache glauben, seiner Prägung nach, aber er findet keine Erklärung dafür. Und da er sich nicht nur in religiöser Hinsicht ein Agnostiker ist (sondern in jeglicher Hinsicht bezüglich der «Wirklichkeit»), hält er die Existenz von Geistern nicht für ganz ausgeschlossen. Er ist aber froh, dass er die Geister weder spüren noch sehen kann (im Gegensatz zu Andi).

21.8.2022

Sie sind erneut in Jember (Distanz Genteng-Jember 54,1 Strassenkilometer), um den visumsverlängerten Pass abzuholen. Gefahren werden sie von dem schwulen Paar, das in Genteng und Banjuwangi höchst erfolgreich ein Geschäft mit Parfums und Kosmetika aufgezogen hat. Unterwegs geraten sie auf der Strasse, die über den urwaldbewachsenen Berg führt, der die beiden Städte voneinander trennt, in einen Megastau, in dem sie mindestens drei Stunden steckenbleiben – weil die Strasse repariert wird oder wegen eines Unfalls oder wegen beiden Ereignissen, das ist für Max nicht genau zu erkennen. (Am Rand dieser Strasse beobachtet Max immer wieder Frauen – vor allem

älteren, aber auch jüngeren mit Babys im Arm – die so tun, als würden sie den Verkehr lenken, aber wahrscheinlich auf «milde Gaben» aus sind.) Deshalb entschliessen sie sich, auf der Rückfahrt eine andere Strecke zu wählen, die sich als riesiger Umweg erweist, so dass sie an diesem Tag insgesamt etwa 12 Stunden im Auto verbringen (was einiges über die Strassenverhältnisse in Indonesien aussagt). Max, der auf dem Hintersitz zwischen zwei Indonesiern eingeklemmt ist, tun mit der Zeit sämtliche Glieder und vor allem die Beine weh, die er nicht strecken kann, und er merkt einmal mehr, dass er nicht mehr robust und belastbar ist wie früher, auch wenn ihm die Indonesier netterweise ständig versichern, wie jung und stark er aussehe. Die Indonesier:innen, insbesondere die auf dem Land, die harte körperliche Arbeit verrichten, altern tatsächlich ab einem gewissen Zeitpunkt sehr rasch. Neben seinen ehemaligen Schulfreunden sieht Andi unglaublich jung aus.

25.8.2022

Max denkt eines Nachts, als er mit einem Glas Schnaps und einer Zigarette allein vor «seinem» Häuschen sitzt, unter einem nicht anders als prall zu beschreibenden Vollmond und einem ungeheuren Sternenhimmel: Das Schicksal verfolgt dich wie eine läufige Katze. Oder wie ein rolliger Kater, um mal schön gendergerecht zu bleiben. Und ein tief empfundener Seufzer entringt sich seiner Brust.

02.09.2022

Die Probleme häufen sich. Die 20'000 Franken, die Max auf das Konto von Andi einbezahlt hat, sind auch nach 14 Tagen noch nicht angekommen – Max hat keine Ahnung, was da schief läuft. Das Geld ist gedacht für ein Haus mit Grundstück, das sie – Andi und er – in Genteng erworben haben oder erwerben wollen, und jetzt wird der Verkäufer langsam ungeduldig. Gekauft haben sie das Häuschen, das wenig attraktiv, aber schön am Rand eines Reisfelds gelegen ist, unter anderem auch als Rückzugsort für Andi. Seine Schwester verbreitet seit Andis Outing seinem Neffen gegenüber im ganzen Dorf, dass ihr Bruder schwul ist, und hat den Kontakt zu ihm seither ganz abgebrochen – inklusive ihrem Ehemann und ihrem Sohn, dem Koranschüler, die Andi allesamt bisher finanziell immer grosszügig unterstützt hat.

Begreiflicherweise ist Andi über diese Undankbarkeit und Respektlosigkeit empört und tief verletzt und fühlt sich im eigenen Heim nicht mehr richtig zu Hause. Auch traut er sich (wegen des Gesichtsverlusts) nicht mehr ins Dorf.

Kommt noch dazu, dass Max seinen direkten Zugriff zum elektronischen Banking verloren hat, weil sich sein Smartphone, wahrscheinlich wegen des feuchtheissen Klimas, nicht mehr aufladen liess – also hat er ein Neues gekauft, und das alte ist auch wieder funktionsfähig nach einer teuren Reparatur. Aber nun kann er den QR-Code für die Identifikation seines E-Banking-Kontos nicht mehr einlesen

oder was auch immer, dieser ganze Kram geht ihm heftig auf die Nerven, jetzt braucht er einen neuen Aktivierungsbrief, den die Bank aber aus Sicherheitsgründen, wie man ihm mitteilt, nur in brieflicher Form an seine Heimadresse schicken will. Er solle halt jemanden beauftragen, den Brief zu öffnen, zu fotografieren oder einzuscannen und ihm dann per E-Mail zuzustellen, rät ihm der Bankmensch am Telefon – soviel zum Sicherheitsaspekt.

Die haben sie doch nicht mehr alle, schimpft Max vor sich hin, so wenig gesunden Menschenverstand in der Birne. Er hat sein Anliegen an die Leute der Firma, die ihre Wohnung während ihrer Abwesenheit über Airbnb vermietet, weitergeleitet, und die haben dem Putzteam angeblich den Auftrag gegeben, den Aktivierungsbrief zu fotografieren und zu schicken, aber da passiert auch nichts, auch auf mehrmaliges Nachfassen von Max hin nicht. Überhaupt nerven ihn diese Leute per Mail mit dauernden Klagen über verlorene Schlüssel und Parkkarten, verstopfte Toiletten und kaputte Stühle und ungerechtfertigte Parkbussen; mit solchem Mist muss Max sich hier dauernd beschäftigen. Überwiesen haben sie ihm auch erst etwa 700 Franken für den Monat Juli.

Durch all dies fühlt Max sich eher gestresst als relaxed, zudem kommt es nicht selten vor, dass er sich langweilt, er hört dauernd Gesprächen zu, die er nicht versteht und verbringt oft ganze Tage im Pavillon vor dem Haus, so wie jetzt, und schreibt (selten), spielt Golf Solitaire (oft), lernt Bahasa Indonesia (mühsam), lenkt sich abends und nachts mit Netflix und Alkohol ab. Auch mit Andi fühlt er sich hier

weniger verbunden und nah als in der Schweiz, was natürlich daran liegt, dass Andi hier seine ganzen Freunde hat (und Max eben nicht, aber das ist nichts als ausgleichende Gerechtigkeit, in der Schweiz ist es ja eher umgekehrt) und dem indonesischen Verhaltenskodex verpflichtet ist.

Auch wenn die Grundstimmung eher negativ ist, gibts zwischendurch Highlights wie den Besuch des wirklich paradiesisch verträumten Pantai Wedi Ireng, einem verlassenem Strand völlig ohne touristische Infrastruktur, den man sich mit einer Schifffahrt auf einem kleinen, aber rasend schnellen Motorboot verdienen muss, in dem man vollkommen durchgeschüttelt und nassgespritzt wird – und dann geht dem Boot auf der Rückfahrt auch noch der Sprit aus, worauf sie unter der prallen Tropensonne darauf warten müssen, bis ein anderes Boot sie gnädigerweise in den Hafen abschleppt. Aber insgesamt ist das doch ein richtig schöner, entspannter Sonnenbrand-Tag mit Andi, Rahmat, dem Fahrer Joko und den beiden süßen Jungs (Arif und Inul). Oder das Essen im Fischrestaurant Ikan bakar Banjuwangi, das Max, der hier in dieser Hinsicht nicht unbedingt verwöhnt wird, kulinarisch wieder etwas mit Indonesien versöhnt.

27.9.2022

Die langen Lücken in seinen Aufzeichnungen beweisen, wie antriebschwach und faul Max hier geworden ist. Sein Zustand und auch derjenige von Andi haben sich aber

verbessert. Ein paar Probleme liessen sich lösen: Die Überweisung der 20'000 Franken auf das Konto von Andi hat bei einem zweiten Anlauf doch noch geklappt (sie haben erfahren, dass die indonesische Bank die Angabe eines Zahlungszwecks benötigt, um das Geld auf dem Konto ihres Kunden, also von Andi, gutzuschreiben und es nicht an die Bank in der Schweiz zurück zu überweisen). Jetzt sind sie (nominell Andi) also Besitzer eines kleinen unattraktiven Hauses in einem Stadtteil von Genteng, eines Hauses mit kleinen Zimmern, keinerlei Komfort, ein Haus ohne Fenster (!), jedoch mit einer relativ grossen Terrasse. Wie kann man beim Bau eines Hauses die Fenster vergessen! Andi sagt, er brauche das Haus als Rückzugsort, um nicht immer seinem jetzt wortlosen Schwager zu begegnen, der jeweils während der Indonesischlektionen von Max mit Sofya das Baby Olin hütet, und an seine den Kontakt verweigernde Schwester und deren den Kontakt verweigernden Sohn erinnert zu werden, die überall im Dorf verbreitet haben, dass Andi schwul sei.

Einmal gibt es an einem alkoholreichen Abend fast einen Krach zwischen Arif und Rahmat resp. später auch zwischen Arif und Andi, der sich aber nach einer tränenreichen Entschuldigung von Arif und einer Gardinenpredigt von Andi auflösen lässt.

Sie machen auch den einen oder anderen Ausflug, worauf Max drängt, einerseits, um Andi aus seiner Depression zu reissen, anderseits, um selbst der etwas tristen und eher depressiven Stimmung des Anwesens zu entkommen – oder weil er sich schlicht und einfach langweilt.

Und dann ist nach zwei Monaten sein verlängertes Visum in Indonesien abgelaufen und er muss das Land kurz verlassen, um erneut ein 30-tägiges Besuchervisum zu erlangen, das er dann in Jember wieder verlängern kann. Also hat Max für Rahmat, Andi und sich selbst bei Air Asia einen Flug nach Bangkok sowie vier Nächte im Oldtaihenghotel in Bangkok und drei Nächte im Sunsetview auf Ko Samet gebucht. Der Flug kostete etwa 60 CHF pro Person und dauert rund 4,5 Stunden, allerdings muss man Essen und Getränke, so man das denn benötigt, separat bezahlen; Air Asia ist in etwa das, was easyjet oder Ryanair für Europa sind. Das Hotel in Bangkok kostet für drei Personen pro Nacht in zwei Zimmern etwa 75 CHF und für drei Personen in Ko Samat lediglich etwas über 50 CHF pro Nacht. Zuvor verbringen sie noch zwei Nächte vor und eine Nacht nach der Reise im Mina Pelasa in Legian auf Bali. Hin- und zurückgefahren von Java nach Bali und umgekehrt werden für vom stets gutgelaunten Kan Joko für 1,2 Mio. Rupiah (entspricht etwa 85 Franken).

Der Hinflug zum Don Mueng-Flughafen ist etwas mühsam, da er hauptsächlich in der Dunkelheit stattfindend (Abflug um fünf und Ankunft in Bangkok etwa um neun) (die Sache mit der Zeit ist etwas verwirrend, da Bali eine andere Zeit als Java hat und Bangkok wieder die gleiche Zeit wie Java, also ist es in Jawa und Bangkok 13.09 Uhr, während es in Bali schon 14.09 ist. Diese Zeitunterschiede scheinen ein bisschen willkürlich wie auch jener zwischen Batam und Singapur, wird es doch an beiden Orten etwa gleichzeitig dunkel, d.h. dann eben in Bali etwa um 18.20 und in Java

eben schon um 17.20. Zu früh jedenfalls für den Geschmack von Max).

Ausserdem kann man in asiatischen Flughäfen kaum mehr etwas Gedrucktes kaufen, zum Beispiel eine Zeitung oder ein Magazin und schon gar kein Buch. Max als der alte Sack, der er nun einmal ist, würde sehr gern wieder einmal eine gedruckte Zeitung lesen, aber keine Chance, im Fklughafen von Denpasar gibt es ebenso wie im Don Muang-Flughafen in Bangkok keinen einzigen Ort, wo man Bücher, Magazine oder Zeitungen findet, das hat Max mit journalistischer Akribie nachgeprüft. Also schliesst er im Flugzeug seine Augen und beginnt, sich selbst eine Geschichte zu erzählen resp. in seinem Hirn einen Text zu verfassen – natürlich lautlos -, der ihm sehr gelungen scheint, weil gewissermassen sein Unbewusstes miterzählt (Träume sind ja auch – nicht – stets genial). Leider ist der Text für immer verloren, weil Max ihn sogleich wieder vergisst.

In Bali will man Rahmat erst gar nicht aus dem Land lassen, weiss der Teufel warum. Erst als Max mit Nachdruck bekräftigt, dass Rahmat zu ihm gehöre, lässt man Rahmat durch die Passkontrollschranke. Die Einreise in Thailand ist dann vergleichsweise einfach, auch wenn man jetzt bei jeder Einreisekontrolle seine Fingerabdrücke hinterlassen und sich fotografieren lassen muss – wie einst nur bei der Einreise in die USA. Weiss der Teufel, was die mit all dem Datenmaterial machen.

Das Oldthaiheng-Hotel liegt mitten in China Town, in dem eigentlich nur Chinesen leben, Chinesinnen natürlich auch, also sind alle Restaurants und Läden ebenfalls chinesisch und die Prostituierten (hauptsächlich – oder bloss? – Frauen), die es hier reichlich gibt, selbstverständlich auch. Für 500 Bath könne man eine vögeln, erklärt ihnen ein grossprecherischer Taxifahrer mit der dazu gehörenden Geste, was die schwule Truppe natürlich nicht interessiert. Das Hotel ist sehr sauber und organisiert, das Personal freundlich und hilfsbereit. Rauchen darf man im ganzen Hotel nicht ausser auf einem ganz kleinen Bereich in der Parkhalle, wers trotzdem anderswo tut, wird mit 2000 Bath Strafe belegt – per Gesetz. Thailand ist inzwischen mindestens so «raucherfreundlich» wie Singapur. Dafür seien das Kiffen und der private Grasanbau jetzt seit kurzem legal, erfährt Max später. Es gebe sogar Coffee-Shops wie in Amsterdam, wo man Gras kaufen und rauchen könne. Ausprobiert haben sie das freilich nicht; die Zeiten, in denen Max das interessiert hätte, sind längst vorbei, und die Indonesier haben ohnehin kein Interesse am Cannabisrausch. Man bekommt natürlich überall Bier und andere Alkoholika; das interessiert den Alki Max schon eher.

30.09.2022

Nach einer fast schlaflosen Nacht sitzt Max etwas rampontiert vor «seinem» Häuschen. Andi hat ihm wieder einmal eine Alk-Entzugsphase verordnet, da er um die Gesundheit

seines Partners fürchtet. «I only have you, so I want you to be healthy and become very old», sagt er. «I am very strong with this not because of me, but because of you. Because I love you. If I didn't love you, I wouldn't care». Also ist Max nicht bettschwer genug, um einschlafen zu können, und später schmerzt ihn sein Rücken resp. eher seine linke Schulter bei jeder Bewegung so sehr, dass er dauernd erwacht. Sein ganzer Körper ist total verkrampft; so etwas hat er noch nie erlebt. Jetzt geht es ihm – dank einer Massage von Imam, einem ausgebildeten Kneiter – wieder etwas besser und er versucht, seinen Bericht darüber, was mit ihm hier in der Fremde geschieht, weiterzutreiben.

Max war seit der aktuellen Reise 22 Jahre lang nicht mehr in Thailand – und er stellt fest, dass er die Stadt fast nicht mehr wiedererkennt. Bangkok ist inzwischen eine moderne Grossstadt fast auf dem Niveau von Singapur, voller Hektik und Verkehr. Um alles wird geschachert, vor allem, wenn es um Transporte per Taxi oder Tuktuk geht; wenn man die Fantasiepreise bezahlt, die die Fahrer verlangen, ist man selber schuld. Da sind die Indonesier wesentlich weniger unverschämt. Rahmat, der sich das erste Mal ausserhalb von Indonesien aufhält, ist von allem begeistert und wird Max ewig für diese Reise dankbar sein; fast alles wird von ihm per Video auf dem Smartphone akribisch dokumentiert. Sie besuchen am ersten Tag den ehemaligen Königspalast und am zweiten die Aussichtsplattform des Bayoke-Towers und lassen sich dann auf einer Bootstour durch die Klongs von Bangkok fahren; zu mehr Tourismus sind sie wegen des feuchtheissen Klimas nicht imstande. Die Stimmung zwischen den dreien ist aber sehr gut, sie

sind ein fabelhaftes Trio. Es ist ein anderes, unangenehmeres Klima in Thailand als in Bali oder Ostjava. Es regnet zwar immer wieder, und manchmal äusserst heftig, aber das mündet nicht in Abkühlung oder gar Erfrischung, sondern in Waschküchenverhältnissen – natürlich nicht wie in heutigen Waschküchen, ist ja klar.

Die restlichen Tage ihres Thailand-Aufenthalts verbringen sie nach einer dreistündigen Taxifahrt in Ko Samet in einem kleinen Doppelhäuschen nicht weit entfernt vom Hafen mit einem wunderbaren Blick aufs Meer. Abgezockt werden sie nicht nur vom Taxifahrer, der von ihnen ein grosses Trinkgeld für «Thai-Whisky» regelrecht einfordert, sondern auch von der dicken Frau im Hafen von Rayong, die ihnen eine Passage mit dem Schnellboot aufschwätzt. In Ko Samet spazieren Max und Rahmat dem meist grauen Meer entlang; Andi bleibt im Häuschen, er ist deutlich weniger bewegungssüchtig als Rahmat und Max und hat ausserdem empfindliche Augen, die in der Sonne und vom heissen Wind zu brennen und jucken beginnen. Abends essen sie in einem Strandrestaurant oder am Hafen Fisch oder Meeresfrüchte und sitzen dann auf dem Balkon ihres Doppelhäuschens, um Dangdut-Musik zu hören, zu reden und Wodka zu trinken – das ist es auch schon, ihr «Programm». Aber sie haben alle drei keine Lust mehr auf Nachtleben, dafür fühlen sie sich zu alt: «Das ist nicht mehr interessant», meint Andi.

Ausserdem vertreiben sie sich die Zeit mit drei Strandhunden, die vorübergehend bei ihnen zu Gast sind, «unsere Leibwächter», wie sie die Hunde nennen; einer ist schwarz,

einer braun und einer weiss – genau wie wir, stellt Rahmat fest. Auch die drei Freunde sind ja mehr oder weniger dunkelhäutig, bronzefarben und weiss (resp. pink¹⁰), also entsteht eine perfekte Analogie zwischen Hund und Mensch. Die Hunde scheinen die drei Touristen regelrecht zu lieben, wollen umarmt, gekrault und gestreichelt werden, was natürlich auch daran liegt, dass unsere Freunde Futter für die Hunde kaufen, im Shop am Hafen, die Hunde sind wahrhaft dankbare Wesen und die beiden Muslime können endlich ihre sonst verpönte, tabuisierte Hundeliebe ausleben. Hunde gelten ja bei den Muslime als unreine Tiere, weshalb man in Java kaum einen sieht, weil die alle gleich getötet werden, während es in Thailand (und auch in Bali) jede Menge Hunde gibt, die aber meistens niemandem «gehören» – Strassenhunde eben, die in Ko Samet ausgesprochen friedlich und in der Hundehitze meist auch ziemlich lethargisch sind und in Bali, vor allem, wenn sie sich zu Gruppen zusammenrotten, etwas aggressiver, meint Max festgestellt zu haben – genau andersrum als die Menschen. Da sind es eher die Thais, die aggressiv, und die Indonesier, die sanftmütig sind. Denkt Max träge vor sich hin, ohne sicher zu sein, ob das stimmt. Wahrscheinlich stimmt es nicht. Dass auch Indonesier ausgesprochen rabiat werden können, hat Max aus Videos erfahren, die ihm Andi gezeigt hat, etwa, wenn sie einen Motorradliebhaber erwischen haben und Selbstjustiz praktizieren, weil die bestechliche Polizei nicht imstande ist, für Gerechtigkeit zu sorgen. Da wird der

¹⁰ So bezeichnen die Indonesier die Hautfarbe von Max, der in der Tat in der Sonne nicht braun, sondern bloss rot wird, ein Farbe, die ihm aber von edlem Blassrosa ebenso weit entfernt scheint wie die dunkle Hautfarbe von Rahmat von astreinem Schwarz.

Dieb ohne langes Federlesen zu Tode geprügelt oder mit Benzin übergossen und angezündet. Aber das kommt natürlich nur selten vor, versucht Max sich in Gedanken zu beruhigen, bevor sich sein Kopf einem anderen Thema zuwendet.

Zusammenfassend lässt sich jedenfalls sagen: Es gefällt ihnen ausgesprochen gut in Ko Samet, und Andi kann etwas Abstand gewinnen von seinen Familienproblemen.

Beim zweiten Aufenthalt in Bangkok ist dann Goldkauf angesagt: Andi hat sich schon lange je eine Goldkette für Arm und Hals gewünscht, und das Chinesenviertel in Bangkok ist die beste Adresse für den Kauf von Gold (die Reinheit für Thaigold ist vom *Thai Ministry of Economic Affairs* auf 96,5 Prozent festgelegt worden, das entspricht 23 Karat). Auch spielt etwas Protest mit bei diesem Goldkauf von oder für Andi gegen die abtrünnige Verwandtschaft in Jalen, die offenbar das Tragen von Goldschmuck bei Männern wie so vieles – Homosexualität, Alkoholkonsum, Schweinefleischkonsum, nackte Frauenhaut – für «haram» hält. Thaigold dient nicht nur als Schmuck der Ästhetik, sondern auch als Geldanlage und als Pfand fürs Leihhaus. Max hat vor ca. 25 Jahren schon mal in Bangkok Goldschmuck gekauft, damals noch als Anhängsel von Som, seinem damaligen «Objet de Désir». Wie ihm der goldene Buddha, den er damals gekauft hat, abhanden gekommen resp. geklaut worden ist, ist ein besonders trauriges und traumatisches Kapitel im Lebenslauf von Max. Sollen wir es erzählen?

Max trifft sich an diesem Abend mit Thomas, seinem lang-jährigen Best Friend, der viel später überraschend und unwiderruflich den Kontakt mit ihm abbrechen wird, und sie reden lange und Max trinkt mehr und mehr, nach dem Bier mit Som Champagner und Rotwein mit Thomas. Er vergisst die Zeit, und schliesslich ist es zu spät für die letzte Forchbahn (damals, 1998, lebt er für einige Monate in einer WG in Egg, etwa 20 Kilometer ausserhalb von Zürich). Max fährt dennoch mit dem Tram von der Waffenplatzstasse zum HB, er hat vage or, den Nachtbus nach Egg zu nehmen. Er weiss nicht, was ihn dann dazu treibt, ins «Carrousel» zu gehen; die Sehnsucht nach Som, den er wieder einmal in einem anderen Kontext erleben möchte, vielleicht hat er sogar die Hoffnung, dass der ihn bei sich übernachten lässt, obwohl er doch weiss, da ist Stefano, dessen wahrer Lover... Aber eben, Max ist so irrational in dieser Nacht, so verrückt und besoffen, dass die Dinge wahrscheinlich schon da seiner Kontrolle entglitten sind. Im «Carrousel» ist Som natürlich nicht; es hat sowieso nur noch wenige Kunden da um diese Uhrzeit. Trotzdem setzt Max sich auf seinem Barhocker fest, und etwas in ihm beschliesst, weiterzutrinken – bis am Morgen früh, wenn es sein muss (und offenbar muss es sein). Es gibt solche Nächte. Max kommt mit einem Mann ins Gespräch, keinem Boy, einem etwa gleichaltrigen Mann, in der Stricherbar, es ist beinahe absurd. Er heisst Heiner und ist wohl auch etwas besoffen, nimmt Max an. Worüber sie gesprochen haben, weiss Max später nicht mehr (einzig, dass Heiner bei der Rentenanstalt arbeitet und im Sternzeichen Krebs geboren ist), erinnert sich aber schon daran, dass sie geflirtet und sogar ein bisschen herumgeschmust haben. Kurz bevor das Lokal

schliesst, das muss um vier Uhr gewesen sein, geht der andere Mann, und das ist der Zeitpunkt für die letzten in der Bar verbliebenen Strichjungen, sich wie die Aasgeier auf Max zu stürzen. Sie finden in ihm ein relativ wehrloses Opfer vor, denn nun hat Max wirklich reichlich Öl am Hut. Sany, ein Brasilianer, ein Osteuropäer. Doch, Max versucht sich gegen diese Vereinnahmung zu wehren, er sagt, stammelt, brabbelt, er könne nicht mit ihnen mitkommen, das sei unmöglich, das sei schlecht, er sei doch der Boyfriend von Som usw. Das ist natürlich nicht mehr als das kaum verständliche Gerede eines schwer Besoffenen. Und er hat auch den Rucksack nicht vergessen mit seinem wichtigen Inhalt. Aber der Rucksack ist weg, die Dokumente, die Som ihm anvertraut hat und die er für seine Scheinehe braucht, sind weg.

Da dreht Max durch. Er erinnert sich nicht, ob er schon in der Bar zu heulen begonnen hat oder erst in Sanys Wohnung mit den drei Boys. Ganze Sturzbäche laufen ihm übers Gesicht. Was dann geschieht, lässt sich von ihm anderntags schlicht nicht mehr rekonstruieren. Sex mit dem Brasilianer, obwohl er das eigentlich gar nicht will. Es muss peinlich gewesen sein; sicherlich hat Max danach verlangt, dessen Arsch zu lecken; dass er in diesem Zustand noch eine Erektion zustande gebracht hat, ist eher unwahrscheinlich. Irgendwann ist er wohl eingeschlafen oder wurde bewusstlos, irgendwann erwacht er wieder. Kopfschmerzen, böser böser Kater, schwere Benommenheit; Max fühlt sich wie in der Hölle. Er hat ein schrecklich schlechtes Gewissen und will nur noch raus aus dieser Wohnung, er muss unbedingt den Rucksack suchen. Aber

da merkt er, dass ihm neben einer gewissen Geldsumme auch noch der goldene Buddha aus Thailand abhanden gekommen ist in dieser Nacht. Irgendjemand hat ihn mir gestohlen, einer der Boys, nimmt Max an, wahrscheinlich der Brasilianer, als er die Jungs fragt, die noch gar nicht richtig wach sind, wissen sie natürlich von nichts und es ist ihnen auch scheissegal, wer will es ihnen verdenken. Die Jungs haben schliesslich auch ihre Probleme und was kümmert sie dieser widerliche alte dicke Sack, der dazu noch stinkt. Wieder bricht Max verzweifelt zusammen, ist nur noch das heulende Elend, Hilferuf an Thomas via Telefon. Max fühlt sich wirklich ganz am Ende, ganz unten, gedemütigt, zerstört. Zum ersten Mal in seinem Leben hat er ernsthaft den Wunsch, sich auszulöschen, dieses elende Versagerleben hinter sich zu lassen.

Thomas, von Natur aus hilfsbereit und mitfühlend, kümmert sich um Max wie eine Mutter, tröstet ihn, telefoniert in der Gegend herum. Aber der Rucksack findet sich nirgendwo. Max klappert alle Stationen der gestrigen Nacht ab – nichts. Beim Tramdepot – nichts. Wie soll er das bloss Som beibringen, er ringt verzweifelt die Hände, ich werde ihn verlieren, denkt er – dabei hat er Som nie besessen und wird ihn nie besitzen, alle wissen das, nur Max weiss es nicht und will es nicht wissen in seiner Verblendung, seiner geistigen Umnachtung. Obwohl er doch immer wieder erwartet, dass er alles verlieren wird, alles verlieren muss. Das ist wie ein eingebauter Mechanismus in ihm. Ich habe es nicht anders verdient, sagt dieser Mechanismus zu Max, und ich habe es deshalb nicht anders verdient, weil ich nichts wert bin.

Schliesslich um vier ruft Max Som an, er wolle bei ihm vorbeikommen, obwohl er sich davor fürchtet. Thomas begleitet ihn. Som hat noch geschlafen. Natürlich ist er geschockt oder tut so, aber er nimmt das Ganze doch relativ gelassen, macht Max keine Vorwürfe. Sie sitzen dann noch relativ lange zusammen, erst im Zimmer von Som, später vor dem Predigerhof, wieder wird getrunken, Max zahlt immer so um die fünfzig Franken für Getränke in den Bars pro Abend. Auch am Sonntag und Montag trifft er Som. Beide Male kommt der über eine Stunde zu spät zum verabredeten Termin im Predigerhof, Max wartet und ist natürlich nervös und bestellt zu viel Bier, gibt nutzlos Geld aus, hat keinen Spass dabei, nur Stress. Er kann das Warten in den Bars kaum mehr ertragen. Wozu das alles? Nur, damit Som dann kommt und sie kaum Zeit haben, einige private Worte zu wechseln, weil da noch so viele andere Leute sind, die etwas von Som wollen. Max ist es so leid. Und immer schleicht Stefano herum, und immer hat Max das Gefühl, allenfalls der zweite in der Reihe zu sein, der «beste Kunde» eben. Am Dienstag lässt Som ihn erst eine Stunde warten im Predigerhof, von sechs Uhr an, er taucht dann vielleicht um sieben oder viertel nach sieben auf, wenig später verlässt er ihn wieder, weil er einen Kunden hat, vor seinen Augen, dann geht er mit dem weg und sagt, Max könne ja warten, das sei in einer halben Stunde erledigt, also wartet Max, trinkt weiter Bier, hört dem besoffenen Gebrabbel der Predigerhof-Klientel zu, dann kommt Som tatsächlich zurück, sie sitzen und trinken dann weiter bis zehn, dann wird Stefano, der ununterbrochen anruft, ungeduldig, und Som geht und Max auch, aber natürlich nicht mit Som, sondern mit sich und seinem

Schmerz in die andere Richtung, krank und schon wieder angetrunken, fünf Stunden sass er vor der Bar. Peter, der Kellner, hat ihm aus Mitleid und weil er ein so netter und ruhiger Kunde sei, ein Bier spendiert. Auch die übrige Predigerhofcrew kennt Max inzwischen ein wenig, Urs «Mamma», Kim... Sie verstehen ihn nicht. Sie verstehen Som nicht. Sind höchst irritiert über dieses «Dreieck», das keines ist. Stefano ist verhasst, hat im Predigerhof Lokalverbot. You are crazy, sagt Kim zu Som und meint damit seine Beziehung zu Stefano. Max ist völlig durchgeknallt, am Ende seiner Nerven. Kann nicht schlafen, isst kaum und wenn, dann schlingt er bloss lustlos irgendwelchen Junkfood runter. Dafür trinkt er umso mehr Bier. Aus seinem schlechten Gewissen heraus überhäuft er Som mit Liebeschwüren und macht ihm unrealistische Versprechungen. Er werde dafür sorgen, dass Som heiraten könne, sagt er zum Beispiel, und wenn er ein ganzes Jahr nichts essen könne. Som hört es mit Genugtuung, lächelt bloss.

Soweit der Rückblick.

Auf dem «Heimflug» nach Bali dann eine spannende Begegnung: Seine beiden Kumpel sitzen ein paar Reihen entfernt von ihm. Neben Max hat sich ein etwa Vierzigjähriger in den Sitz gezwängt, mit dem Max allmählich ins Gespräch kommt, etwas ausgehungert nach Koversation mit einem Menschen, mit dem er sich sprachlich problemlos austauschen kann. Der Mann lebt in Bangkok, schon seit 16 Jahren, wie er sagt, sei auf einer Rucksackreise dort hängengeblieben. Vorher habe er einige Jahre in Mexiko gelebt. Ursprünglich ist er aber Waliser, also Britte, nicht

etwa Walliser aus der Schweiz. Er ist offenbar mit einer Thailänderin verheiratet, mit der er ein paar thailändische Kids adoptiert hat.

Nein, er spreche nicht gut Thai, verstehe nur etwa die Hälfte einer Konversation in der Landessprache. Thai sei eben sauschwer. Seine Frau besitzt offenbar «oben» in Nakhon Ratchasima eine Cannabisplantage und eine «Factory», in der sie das Gras zu Plätzchen verarbeite.

Er sagt, dass Thailand eigentlich den Chinesen gehöre, die die ökonomische und politische Macht im Land ganz in ihrer Hand hielten. Die Thais seien wie Kinder, unfähig, ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten als auf das, was Sanuk – Spass – mache. (Eine vielleicht etwas pauschale Analyse und von westlicher Arroganz zeugend, schliesslich sind auch Thailänder:innen primär Individuen mit individuellen Eigenschaften, und von jemandem, der schon so lange in Thailand lebt, könnte man eigentlich eine etwas differenziertere Aussage erwarten, aber Max hört einfach mal zu; das hat noch nie geschadet, denkt er. Er ist keiner, der sich schnell ein Urteil bilden kann.)

Und schon sind sie unverhofft mitten in einem Gespräch über halluzinogene Drogen, über Zauberpilze, wie man sie in den Wäldern von Wales offenbar massenhaft findet, und über Ayahuasca, das der Waliser auch probiert haben will und als lebensverändernd beschreibt. Von den Drogenretreats in der Schweiz, die kürzlich in den Medien waren, hat er auch schon gehört. Alberto José Varela, deren «Guru», hält er für einen Scharlatan und Geldmacher.

Und dann sagt er etwas Interessantes. Der Missing Link, das fehlende Bindeglied zwischen Primaten und Menschen, seien halluzinogene Drogen gewesen, welche von den Urzeitmenschen, sei aus Zufall, sei mit Absicht, konsumiert worden seien und so diese Wesen zur Introspektion und zur Selbstreflexion geführt hätten, was ihre Menschwerdung erst ermöglicht habe. Diesen Gedanken, den Max für nicht ganz unplausibel hält, hat er so bisher noch nie in der Literatur gefunden. Dass aber bereits die Steinzeitmenschen den Drogenrausch pflegten, scheint aber inzwischen wissenschaftlich belegt zu sein.

Pilze in der Wüste

Die Geschichte pflanzlicher Drogen ist fast so alt wie die Menschheit. Ihre früheste Darstellung stammt aus einer Zeit, als selbst die Sahara noch ein blühender Garten Eden war, und findet sich in einem Sandsteingebirge im südlichen Algerien. Dort zeigen prähistorische Höhlenmalereien Menschen mit rituellen Kopfbedeckungen beim glücklichen Tanz. In ihren Händen halten sie Pilze, von denen gestrichelte Linien zum Kopf führen – nicht nur die älteste Darstellung einer Droge überhaupt, sondern auch eine künstlerische Umsetzung ihrer Wirkung.

Die Bilder sind vermutlich 10.000 Jahre alt und verweisen auf den Gebrauch psilocybinhaltiger Pilze in frühen Hochkulturen. Das darin enthaltene Psilocin oder Psilocybin wirkt ähnlich bewusstseinsweiternd wie LSD. Es führt zu einer Veränderung des Bewusstseinszustands, zu Wachträumen und Visionen, kann allerdings auch psychische Störungen verursachen.

Unter den Azteken waren die Pilze als «Teonanacatl» bekannt, «Fleisch der Götter». Göttlichen Ursprungs ist auch das älteste überlieferte Wort für Droge überhaupt, erstmals aufgeschrieben in Sanskrit in den ältesten religiösen Texten des alten Indien, den Veden. Darin ist die Rede von «Soma» – zugleich Gott, Pflanze und berauschender Saft. Über die

Zusammensetzung dieses Saftes rätselt die Wissenschaft bis heute. Vermutet wird, dass die Basis der Fliegenpilz war.¹¹

05.10.2022

Inzwischen ist das neue Haus in Jenengsari in Genteng in Windeseile möbliert und mit einem Ritual eingeweiht worden. Max, Rahmat, Andi und Arif pendeln jetzt zwischen den beiden Wohnsitzen hin und her, die aber bloss 15 Minuten Fahrt mit dem Motorrad auseinanderliegen. Einmal erwacht Max mit einem Gefühl absoluter Heimatlosigkeit, er hat das Gefühl, er werde aus dem neuen Haus ausgeschlossen, weil es da nicht einmal ein Bett für ihn gibt und er, wohl aus praktischen Gründen, auch von allen Einrichtungsplänen und Einkaufstouren ausgeschlossen ist (auch plagt ihn etwas die Eifersucht, da Andi oft allein mit Arif unterwegs ist). Ungewöhnlich früh am Morgen für seine Verhältnisse stürmt er deshalb in die Küche, wo Rahmat, Arif und Andi wie jeden Morgen am Kochen sind, und sagt zu Andi, dass er sich hier (in Jalen, aber auch in Jenengsari und überhaupt in Indonesien) absolut nicht zu Hause fühle und das neuerworbene Haus Andis Haus und keinesfalls auch sein Haus sei (obwohl er es ja bezahlt hat, implizit ausgedrückt, aber davon spricht er nicht und darum geht es ihm auch nicht), und er da nicht einmal einen Platz zum Schlafen habe. Es ist natürlich total

¹¹ Arno Frank, «Im Rausch der Geschichte». Artikel vom 25.03.2021 im Magazin «fluter», Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung.

falsch, mit sowas einfach so herauszuplatzen, verliert Andi doch so sein Gesicht. Der Ausbruch von Max löst denn auch Betroffenheit aus und dann eine hektische Abfolge von Aktivitäten. Selbstverständlich sei das Schlafzimmer mit dem Bett das Schlafzimmer von Max und er kaufe sich jetzt sofort ein Matratze für das sehr kleine Nachbarzimmer, was denn auch geschieht: Das Bett füllt das ganze Zimmer aus. Fortan wird Max etwas mehr einbezogen, auch er soll sich im neuen Haus heimisch fühlen.

Ausserdem hält ihm Andi, jetzt natürlich auch vor Publikum, eine Gardinenpredigt, was dann aber zu einer letztendlich klärenden Aussprache führt. Wie immer, wenn Indonesier (Max verallgemeinert und ist sich dessen bewusst) sich angegriffen fühlen, starten sie einen Gegenangriff, den man unwidersprochen akzeptieren muss, soll das Ganze nicht eskalieren. Max könne nach zwei Monaten noch nicht erwarten, sich zu Hause zu fühlen. Und dann vergleicht Andi seine Lebensbedingungen in der Schweiz mit den Lebensbedingungen, die er für Max geschaffen hat. Er habe in der Schweiz zum Teil auf dem Sofa oder gar auf dem Boden schlafen müssen, während er Max sogar ein neues Häuschen mit bequemen Betten gebaut habe, während Som, der Ex von Max, und dann Stefano, dessen desaströser Lover, damals das zweite Schlafzimmer mit Bett bekommen resp. in Beschlag genommen hätten.

Nun war die Situation eben damals eine ganz andere und Andi lebte ja nur phasenweise bei Max, bevor sie die eingetragene Partnerschaft hatten. Auch schlief Andi damals noch bei Max im gleichen Bett und verliess das Zimmer nur

dann, wenn er wegen der Schnarcherei von Max nicht schlafen konnte. Auch hat diese Phase nicht jahrelang gedauert, wie Andi behauptet (Max und Andi lernten sich im Oktober 2000 kennen und die Sache mit Stefano, die Max fast seine Gesundheit und sein Leben gekostet hätte, ereignete sich im Frühsommer 2001). Auch wurde Max von Andi damals öfter mal im Stich gelassen, weil er ganze Wochenenden Party machte und Drogen schmiss. Nein, Max erinnert sich ganz anders an diese Zeit und findet, Andi übertreibe total, aber er hält seine Schnauze. Und Max glaubt Andi gern, dass dessen Anfangszeit in Zürich schwer war und kann das jetzt auch sehr viel besser nachempfinden.

Das Einweihungsritual des neuen Hauses hat eigentlich den Zweck, die Dorf- oder Quartiergemeinschaft kennenzulernen (und natürlich böse Geister zu besänftigen resp. fernzuhalten). Der soziale Zusammenhalt ist in Indonesien viel wichtiger und intensiver als in der Schweiz, das ist Max schon lange klar. Die Zeremonie beginnt am Vortag mit intensiven Vorbereitungen des Food- und Getränkeeinkaufs und des Kochens. 25 bis 30 Männer aus der Nachbarschaft sind eingeladen, zu Magrib (gegen 18 Uhr) zu ihnen in das neu erworbene Haus in Jenengsari zu kommen und gemeinsam im Haus zu beten. Vorher begrüßen Andi, Rahmat und Max die neuen Nachbarn mit Handschlag. Nach dem Gebet erhalten alle Essen im Teller (Rawon) und dann je einen Geschenktack mit anderen gekochten Nahrungsmitteln (Nasi campur, Reis mit verschiedenen Beilagen, Süßigkeiten und je ein Couvert mit jeweils 100'000 Rupiah). Nach dem Essen auf dem mit Teppich belegten Boden der

Terrasse und des Wohnzimmers und freundlichem Small-talk verschwinden die schön gewandeten Männer (mit Sarung und dem traditionellen Käppi (in Indonesien Peci genannt) ziemlich rasch wieder. Jetzt sind die Frauen dran, den neuen Hausbesitzern ihre Aufwartung zu machen, ebenfalls im Festtagsgewand, wie Max scheint, und unter freundlichem Sich-gegenseitig-Beschnupfern. Etwa um 20 Uhr ist die ganze Angelegenheit dann vorbei.

25.10. 2022

Es regnet jeden Tag, so dass das Spazieren als Option wegen der häufigen Gewitter buchstäblich ins Wasser fällt – zu gefährlich! Ausserdem ist Max eine Woche lang ziemlich krank – und zwar so, dass ihn seine Freunde zu einem «Arzt» und schliesslich sogar ins Spital von Genteng mitnehmen, wo man seinen Blutdruck und und das Fieber misst, was schliesslich in die unabwendbare Frage mündet: Spritze oder Tabletten? Max entscheidet sich (aus Neugierde?) für die Spritze, die aber so gut wie nichts bewirkt und wahrscheinlich lediglich einen Placeboeffekt hat/haben soll. Anschliessend wollen die freundliche Ärztin und der zuvorkommende Pfleger, welche Max «behandelt» haben, ein Selfie mit ihm machen – schliesslich taucht nur selten ein Bule als Patient bei ihnen auf.

Was hat Max, woran ist er erkrankt? Wahrscheinlich eine Virusinfektion, vielleicht Covid? Covid eher nicht, die Symptome passen nicht so recht. Oder doch? Hohes Fieber,

gemischt mit Schüttelfrost. Eine unglaubliche Müdigkeit. Durchfall, allerdings nicht so heftig wie auch schon. Und vor allem eine Appetitlosigkeit, die ihn sich vor jedem Essen bis zum Brechreiz ekeln lässt. Der Geschmack und Geruch ist auch anders, ekelerregend, alles schmeckt fürchterlich. Eine Woche ernährt Max sich fast ausschliesslich von Bananen (Bananen gehen immer, wenn auch nicht in unbeschränkten Mengen). Das lässt ihn zusätzlich schwach werden. Er sei kreideweiss, sagen ihm seine verschreckten Kameraden, und seine Augen, die sich in die Höhlen verkrochen haben, sähen aus wie die eines sehr zornigen alten Mannes – oder eines Zombies. Am vorletzten Montag müssen sie trotz des desolaten Zustands von Max dessen Visumsverlängerung in Jember einreichen. Max ist auf dieser Reise zittrig wie ein Greis und oft nahe einer Ohnmacht. Doch jetzt geht es ihm wieder besser, und gestern, auf der erneuten Reise nach Jember und später zu Besuch bei einer Schwester von Rahmat noch einmal zwei Stunden entfernt fühlt Max sich beinahe beschwingt.

Andi sagt, er brauche seine Privatheit, er will öfters mal im Haus in Jenengsari abtauchen, mit den Kumpels in den Ausgang fahren, ohne Max. Der sagt, er sei es leid, allein im Haus zurückgelassen zu werden wie ein übriggebliebenes Kleidungsstück. Du bist unfair, sagt Andi zu Max, er, Max, gehe schliesslich zu Hause in Zürich auch mit seinen Kumpeln aus lasse ihn allein in der Wohnung zurück. Da hat er einen Punkt für sich, findet Max, denkt aber auch, dass Andi wieder einmal Äpfel mit Birnen vergleicht; schliesslich ist Andi in der Schweiz viel heimischer als Max hier, auch hat Andi, wenn er deren Kontakt auch oft mei-

det, indonesische Landsleute in der Nähe. Immerhin reden Max und Andi darüber, ohne dass es zum Streit kommt.

Als Max krank ist, zieht er aus dem neuen Häuschen ins «Haupthaus» um und ist da geblieben, weil er sich hier wohler fühlt. Im Häuschen fühlt er sich ausgesetzt, ungeborgen, irgendwie bedroht, auch wenn er das nie zugeben würde. Auch wird jetzt streng darauf geachtet, dass Max nie allein zu Hause bleiben muss (entweder Rahmat oder Arif leisten ihm dann jeweils Gesellschaft, wenn Andi weg ist).

Max weiss noch nicht recht, ob er die Reportage über Pari machen soll. Heute soll er mit Lorenz Kummer vom HEKS telefonieren, hat aber wieder seine liebe Mühe, das technisch über WhatsApp hinzukriegen. Und gegen Ende November wollen oder müssen sie mal wieder ausreisen, dieses Mal hat Max Flüge nach Ho Chi Minh City oder Saigon, wie die Stadt früher hiess, gebucht

7.11.2022

Heute hat Max seinen ersten «exotischen» Vogel gesehen: ziemlich gross, roter Schnabel, blaues Federkleid. Die anderen Vögel, die er hier bisher beobachtet hat, waren eher unscheinbar. Es gibt auch grössere weisse Vögel, vielleicht Störche, die man vor allem in den Reisfeldern beobachten kann.

Und er hat das erste Mal seit Monaten einen Menschen ein Buch lesen sehen und überhaupt ein Buch gesehen. Für einen Menschen, der sein ganzes Leben Bücher gelesen hat, wahrscheinlich tausende, eine ungewohnte Erfahrung. Der Leser ist Arif, der fast die ganze Zeit bei ihnen wohnt(e). Nun ist er ausgezogen resp. wurde von Andi rausgeschmissen, um es deutlich zu sagen. Arif ist 25 oder 27, sieht aber jünger aus und Max findet ihn ziemlich attraktiv, ohne irgendwelche sexuellen Hintergedanken (oder zumindest nicht sehr drängende) zu haben. Arif gehört(e) zweifellos zeitweise zu ihrer «Familie», doch brachte/bringt er auch ein unruhiges Element in ihre «WG».

Anfangs war Max eifersüchtig, als Arif ständig mit Andi unterwegs war, in Jenengsari, während Max mit Rahmat in Jalen sass und sie auf die beiden warteten, beide sauer. Bis Andi dann glaubhaft versichert, dass er an Arif absolut kein (sexuelles) Interesse habe, und Max beobachtet dann auch, dass Andi Arif eher «erzieht» und mit guten Ratschlägen für das Leben versorgt und manchmal auch tadelt wie ein Vater oder älterer Bruder. Arif ist sehr intelligent, auch neugierig, wissbegierig, frei im Denken, undogmatisch, ein interessanter Mensch. Aber natürlich auch ein «moderner» Junge, handysüchtig und Manga-verrückt. Ob er mit Rahmat was hat oder hatte, weiss Max nicht so genau, er hört dieses und jenes, mal beklagt sich Arif, dass Rahmat ihn wie einen Prostituierten behandle, mal Rahmat, dass Arif unzuverlässig und «flutterhaft» sei, das wird alles nur angedeutet; jedenfalls scheint Rahmat nicht sehr traurig zu sein, dass Arif (momentan) nicht hier wohnt.

Vielleicht war Rahmat auch eher wegen Andi eifersüchtig, dieser war nämlich in letzter Zeit öfter mal allein mit seinem Motorrad unterwegs (nachdem er vorher gesagt hat, er traue sich nicht in den Verkehr allein mit der Honda) und zwar oft in Jenengsari bei Mundir, einem gleichaltrigen Freund aus Kindertagen, der auch da wohnt und ihnen das Haus ja auch vermittelt hat. Max glaubt jetzt eher, dass sich Rahmats Eifersucht auf Mundir (eher Frau als Mann und eher Mutter als Vater für die von ihm adoptierte Tochter seiner Schwester, die bei der Geburt des Mädchens mitten im Reisfeld gestorben ist) bezieht als auf Arif und deshalb um seine Stellung als Best Friend bei Andi fürchtet, die für ihn ja gewissermassen existenziell ist.

Deshalb (sicher nicht nur deshalb, er mag «Pak Max» offensichtlich auch sonst) ist er ja auch so bemüht um Max, bedient ihn von hinten nach vorn, Max kann es ihm nicht ausreden und lässt es sich, da er im Grunde ein bequemer, ja fauler Mensch ist, Gott seis geklagt, auch gerne ange-deihen.

«Womit wir beim Thema Geld wären», murmelt Max vor sich hin. Es wird Max immer klarer bewusst, wie wohlhabend er im Vergleich zu den meisten Menschen hier ist und sowieso im Vergleich mit den Menschen, mit denen er es hier täglich zu tun hat. Das erzeugt, es lässt sich nicht vermeiden, bei allem guten Willen seitens von Max nicht, eine Art Abhängigkeit, ein Machtverhältnis. Rahmat ist froh, hier den «Hausdiener» zu spielen und nicht auf dem Bau arbeiten zu müssen, er ist schliesslich auch schon 57. Arbeit auf dem Bau und in den Reisfeldern ist bei diesen

klimatischen Bedingungen sehr anstrengend und auch gefährlich, weil es im einen Moment sehr heiss ist und dann ganz schnell ein krachendes Gewitter aufzieht, das Menschen auf den Feldern durch Blitzschlag tötet, zu Überschwemmungen, zerstörten Strasse und Häusern führt. Das hat Max alles in der kurzen Zeit, die er hier weilt, schon gesehen. Auch wenn er den Wohltäter spielt und bedürftigen Menschen im Dorf Geld spendiert, fühlt er sich immer etwas unbehaglich, ja schuldbewusst. Er gibt dem Mann, dessen Frau vor vier Jahren einen Schlaganfall erlitten hat, 500'000 Rupiah, was von den Empfängern als grosszügig empfunden wird, und verprasst gleichzeitig 400'000 Rupiah für zwei Flaschen Wodka – pro Abend (er trinkt die zwei Flaschen natürlich nicht allein aus. Die Jugendlichen im Dorf werden magisch davon angezogen, sich hier mal einen ordentlichen Schluck Alkohol zu genehmigen, und Max kann es ihnen nicht verwehren. Andi versucht Max verzweifelt davon abzuhalten, zuviel zu trinken, aber Rahmat und auch Arif kippen nicht selten Teile ihrer Drinks in das Glas von Max – er soll doch glücklich sein hier in Jalen, und, weiss der Teufel, die Bules trinken nun mal gern Alkohol; was Allah zwar nicht gefällt, aber Bules sind ja auch keine Moslems, auch wenn Max halbherzig erklärt, dass er durchaus bereit sei, zum Islam zu konvertieren – zum indonesischen Islam, ist ja klar. Andi zuliebe. Das würde ihn aber auch nicht zum religiöseren Menschen machen. Aber für Andi würde er alles tun.) Auch verteilt er so grosszügig Trinkgelder in Restaurants und Warungs, dass er oft ungläubige und verwunderte Blicke erntet, Beträge, die für ihn ein Klacks sind, für die Leute

aber ein substantieller Betrag. Indonesier geben nie Trinkgeld im Restaurant, wird Max von Andi aufgeklärt.

Eine erstaunliche Wandlung ist bei Max nach der Gesundung eingetreten. Sein Ernährungsbedürfnis hat sich komplett auf die indonesische Küche hin orientiert. Er hat kein Bedürfnis mehr nach europäischem Essen und nimmt mit Genuss dreimal am Tag Reis zu sich, schon zum Frühstück mit Huhn, Rind oder Fisch (oder Tomatensuppe, die Rahmat extra für ihn zubereitet, mit sehr viel Knoblauch und reichlich schwarzem Pfeffer), auch ist er nicht mehr so empfindlich auf die Schärfe von Chili. Ausserdem hat er sich bestens ans Klima gewöhnt, geht bei der grössten Hitze spazieren und schwitzt kaum, während Andi über die Hitze stöhnt und dauernd in Schweiss gebadet ist. Das ist einigermassen verwunderlich, hat Max doch früher die Sommerhitze in Europa nur sehr schlecht ertragen. Aber das war wohl vor allem psychosomatisch bedingt.

13.11.2022

Der 67. Geburtstag von Max: Am Morgen spaziert er wie so oft mit Rahmat in die Reisfelder. Aber dieses Mal ist mächtig was los. Ipuk Fiestiandani Azwar Anas, die Bürgermeisterin (Bupati) von Banyuwangi, besucht den Warung Embung Kenitu (Kenitu-Stausee, das ist aber eher ein Stauseelein, in dem ein paar Enten schwimmen) in den Reisfeldern, den offenbar die Regierung den Einwohner:innen von Jalen gespendet hat. Das nimmt Max jedenfalls an,

wenn dieses unscheinbare, obgleich wunderschöne Café solch hohen Besuch bekommt. Auf dem Weg zum Café begegnen sie dem Besuchertross, der aber schon wieder auf dem Heimweg ist: Voran die schwarze Limousine mit getönten Scheiben – im Schrittempo der löchrigen Strasse wegen –, in der sich wahrscheinlich die Bupati befindet, dahinter eine Ambulanz und zahlreiche halboffene Laster mit uniformierten Soldaten oder Polizisten und etliche andere, von Max nicht identifizierbare Fahrzeuge. Am Café angekommen, befindet sich da noch ein erheblicher Teil der Festgemeinde, namentlich die Dorfprominenz von Jalen. Rahmat will sich etwas abseits des Trubels in einem Pavillon niederlassen, aber sie werden energisch gebeten, sich der Festgemeinde anzuschliessen. Da gibt es, neben dem Café, ein schön herausgeputztes, jetzt aber halb leeres Festzelt, nur ganz vorne befinden sich noch einige Leute und eine Band, die Livemusik spielt; die anderen Leute haben sich überall auf dem Gelände verteilt. Max wird von mehreren Uniformierten, die er nicht kennt, wie ein Ehrengast per Handschlag begrüsst und von einigen um ein Selfie gebeten, alle sind sehr freundlich und willkommen heissend mit ihm, zum Beispiel auch der Kepala Desa, also der Dorfvorsteher, ein entfernter Verwandter von Andi, der ein bisschen Englisch kann und mit dem Max eine Weile sehr vertraut plaudert. Plötzlich fragt ihn einer der Musiker über das Mikro auf Englisch, woher er komme. Max gibt Auskunft und der Musiker weiss offenbar, dass man in der Schweiz auch Deutsch spricht, jedenfalls singt er plötzlich den Uraltsong «Muess i denn muess i denn zum

Städele hinaus, und du mein Schatz bleibst hier.¹²» Das empfindet Max als höchst surreal in dieser Umgebung, aber auch witzig, und als er aufgefordert wird, auf die Bühne zu kommen und mitzusingen, kann er nicht gut nein sagen und singt ein paar Takte ins Mikrophon, wahrscheinlich kreuzfalsch, was aber die Begeisterung der Indonesier über diese Darbietung nicht zu trüben vermag. Und insgeheim genießt Max, diese heimliche Rampensau, die Aufmerksamkeit, die man ihm entgegenbringt, ja auch sehr.

Am Nachmittag lädt er dann alle – Andi, Rahmat, Ifan, Arif, Sofya mit Baby Olin, Mundir und Can Joko – zum Essen ins Ikan Bakar Banjuwangi ein, sein Lieblingsfischlokal. Zwar ist sein Fisch dieses Mal etwas klein und vor allem schon kalt, als ihm der Teller vor die Nase gestellt wird, was seiner guten Laune aber keinen Abbruch tut und ihn auch nicht daran hindert, wieder ein gutes Trinkgeld zu geben, was einmal mehr erstaunte Blicke nach sich zieht. Er zahlt für neun Leute 1'200'000 Rupiah, was etwa 75 € entspricht, pro Person also nicht mal 10 €, aber so kann man eben nicht rechnen, für viele Indonesier ist dieser Betrag ein halbes Vermögen.

Am nächsten Morgen lernt Max einen weiteren entfernten Cousin von Andi kennen, der wird an diesem 13. November 23 und ist Musiker, er hat seine Gitarre mit dabei und

¹² Das ist ein von Friedrich Silcher adaptiertes und 1827 erstmals publiziertes deutsches bzw. schwäbisches Volkslied. Es sind die Abschiedsworte eines jungen Mannes, der seine Geliebte verlassen muss. Er verspricht ihr Treue und sie zu heiraten, wenn er «übers Jahr» zurückkehre.

teilweise singen sie sogar zusammen. Er ist, wie so viele junge Männer in Indonesien, äusserst anziehend, worauf Max sich nicht zu achten alle Mühe gibt. Musik spielt eine sehr wichtige Rolle in Indonesien und vor allem in Ost-jawa, das musikalisch aus einem reichen Erbe schöpfen kann, auch was den Tanz betrifft. Sie besuchen alle Ende Oktober das Festival Gandrung Sewu, an dem über 1000 Tänzerinnen und Tänzer teilnehmen, alle in sehr schönen Kostümen, neben vielen Mädchen gibts auch zu Drachen gruppierte Männerteams, die schwarze Büffel oder Dämonen verkörpern, und natürlich unendlich viele Zuschauende rund um den quadratischen Platz am Pantai Boom und mit mehreren grossen Gamelan-Orchestern auf diversen Bühnen. Gandrung ist ein Ritualtanz, der ursprünglich der Göttin Dewi Sri gewidmet war, die zuständig ist für Reis und Fruchtbarkeit. Gandrung ist aber auch ein Wort für «Liebe». Der Tanz ist aber inzwischen säkularisiert worden und beschreibt heute ein Mädchen auf der Suche nach Liebhabern. (Daran werden die fundamentalistischen Moslems wohl wenig Freude haben.) Der Haupttänzer oder die Haupttänzerin ist entweder ein unverheiratetes Mädchen oder ein Transvestit (oder einfach ein Junge, der ein Mädchen spielt). Früher dauerte das Tanzen die ganze Nacht, heute findet es am Nachmittag und Abend statt und ist auch eine Touristenattraktion, aber hauptsächlich für indonesische Tourist:innen, Bules hat Max nur sehr vereinzelt an diesem Fest gesehen. Vom Tanzen selbst hat er wegen der grossen Zahl an Zuschauenden allerdings auch nicht viel mitbekommen.

17.11.2022

Seit sich Max mit der indonesischen Sprache näher beschäftigt, ist er auf mehrere Eigenheiten dieser Sprache gestossen, die ihm – ja, geben wir es zu: seltsam – erscheinen. Dass zum Beispiel Kaos (oder Kaus) in Indonesien nicht etwa Chaos bedeutet, sondern T-Shirt, scheint ihm nicht gerade naheliegend. Und die Socken heissen auf Bahasa Indonesia kaos kaki (also etwa «T-Shirt für die Füsse»). Im Internet hat er keine Erklärung dafür gefunden, wie das T-Shirt und die Socken im Indonesischen zu dieser Benennung kamen. Auch wird im Indonesischen nicht zwischen Arm und Hand, zwischen Bein und Fuss unterschieden, wohl aber zwischen Hand und Fingern, Fuss und Zehen, die beide «jari» heissen (Arm inkl. Hand = tangan, Bein inkl. Fuss = kaki).

Zahlreiche Wörter sind – aus nachvollziehbaren Gründen – aus dem Holländischen ins Indonesische übernommen worden. Hier die originellsten und gebräuchlichsten mit der entsprechenden Anpassung an die indonesische Schreibweise: atempauze, apotek, asbak, asosial, bengkel (von Winkel, für Shop, Werkstatt), bioskop (Kino), buku (Buch), cokelat (Schokolade, aber auch das Wort für «braun»), dokter (Arzt), egois, faktur, gubernur, handuk (Handtuch), jas (Jacke, Mantel), kabel, kanker (Krebs), kantor (Büro, zum Beispiel kantor pos, kantor polisi, kantor imigrasi), karakter, karneval, kelavir (Klavier), kenalpot (Auspuff, das indonesische Lieblingswort von Max!), kondisi, korupsi, kulkas (Eisschrank), lampu, listrik

(Elektrizität, Strom), mebel, mobil, motor, nanas (Ananas), om (Onkel), pabrik (Fabrik), pensiun, perboden (verboten), permisi (Entschuldigung!), redaksi (Redaktion), reklame, risiko, rokok, sampanye (Champagner), saus (Sauce), seks (Sex), sirkulasi, solusi, suster (Krankenschwester), televisi, tomat, vulkan, wastafel (Waschbecken), wortel (Karotte)...

Auch die aus dem Englischen übernommen Wörter sind für Max relativ leicht zu merken: aktif, alergi, apartemen, artis (Künstler), blender, kalkulasi, kalender, ketel, komputer, korporasi, kosmetik, detektif, direktur, emansipasi, ereksi, etika, fermentasi, friksi, gosip, gitar, helm, hipokrit, es krim (Ice cream), imigrasi, jus (Juice), lipstik, manajemen (Management), molekul, musik, nasional, oksigen, pink, pulpen, pensil, polusi, kualitas, sadis, sampo, stres, tes, voli (Volley).

Sehr schwierig sind für Max die Verben zu lernen mit ihren verschiedenen und sich verändernden Vor- und Nachsilben, die für ihn kaum zu unterscheiden sind.

19.11.2022

Gotong Royong ist ein wichtiges Prinzip im Zusammenleben der Indonesier oder vielmehr der Javaner, vorab auf dem Land. Man könnte den Begriff mit Nachbarschaftshilfe übersetzen, obwohl er natürlich viel mehr beinhaltet. Auf einer indonesischen Webseite wird das Prinzip wie folgt erklärt:

Definition von Gotong Royong und seine Vorteile und Beispiele

Gotong royong ist eines der Merkmale, die dem Leben der indonesischen Gesellschaft innewohnen. Im Grossen und Ganzen ist Gotong Royong in Pancasila im dritten Gebot enthalten, das die Einheit Indonesiens betrifft¹³. Gotong royong ist tief verwurzelt und sogar zur «Persönlichkeit» der Nation sowie zu einer Kultur geworden, die fest im Leben der Menschen verwurzelt ist. Darüber hinaus vermitteln fast alle Regionen Indonesiens als Teil des gesellschaftlichen Lebens den Wert von Gotong Royong. Gotong-Royong ist eine Kombination aus den Wörtern Gotong (Arbeit) und Royong (zusammen).

Pudjiwati Sakjoyo schreibt in dem Buch «Rural Sociology», dass Gotong-Royong ein Brauch der gegenseitigen Hilfe zwischen Menschen in verschiedenen Bereichen sozialer Aktivität sei, sowohl in Bezug auf Verwandtschaft, Nachbarn und praktische effiziente Beziehungen als auch in Bezug auf andere Kooperationen.

Koentjaraningrat¹⁴ definiert in einem Buch mit dem Titel «Einführung in die Anthropologie» Gondong Rayong als eine Form der Zusammenarbeit, bei der eine Person als gläubig gilt, wenn sie ihre Brüder und Schwestern so liebt, wie sie sich selbst liebt (was Max natürlich an die Aufforderung von Jesus erinnert, seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben).

¹³ Das Wort Pancasila stammt aus dem Sanskrit und bedeutet «Fünf Prinzipien». Dies sind die fünf Grundsätze der nationalen Ideologie und Verfassung der Republik Indonesien, denen in dem Vielvölkerstaat eine identitätsbildende und homogenisierende Wirkung zugeordnet ist.

¹⁴ Kanjeng Pangeran Haryo Koentjaraningrat, geboren 1923, gestorben 1999) war ein indonesischer Anthropologe. Er wird manchmal als Vater der indonesischen Anthropologie bezeichnet.

Soweit ein Auszug aus den Zitaten des indonesischen Blogs. Gondong Rayon hat aber, wie Max glaubt, noch weit grundlegendere und handfestere Gründe, weil das Prinzip ein Mittel ist, das es den Menschen in der (dörflichen) Gemeinschaft erlaubt zu überleben – zunächst mal rein physisch, dann aber auch sozial und psychosozial. Aus der (dörflichen) Gemeinschaft herauszufallen, kann in Indonesien einem Todesurteil gleichkommen. Man kann die indonesischen Verhältnisse nicht mit den Verhältnissen in der Schweiz oder in anderen westeuropäischen Ländern vergleichen. Es gibt hier (fast) keinen Staat, der sich um einen kümmert, wenn er oder sie in Not ist. Es mag Krankenversicherungen geben, aber Max hat in Indonesien noch niemanden getroffen, der eine hätte (vielleicht verkehrt er in den «falschen» Kreisen). Auch eine allgemeine Altersvorsorge ist in Indonesien – ausser vielleicht für ein paar staatliche Angestellte – weitgehend unbekannt. Wer springt ein, wenn ein Kind seine Eltern verliert oder eine Frau ihren Mann, wenn jemand einen Schlaganfall erleidet oder wenn andere einfach schlicht zu arm sind, um das Nötigste zum Überleben zu kaufen? Es ist die Dorfgemeinschaft, die Gemeinschaft der Nachbarn.

Max erinnert sich lebhaft an die Schilderungen von Andi, wie er als Kind (über-)leben muss. Als er fünf oder sieben ist, trennen sich seine Eltern, weil der Vater die Mutter misshandelt hatte. Sein jüngerer Bruder ist gerade mal vier. Die Familie überlebt nur, weil ein Onkel der Mutter sie bei sich auf seinem Land leben lässt und die Dorfgemeinschaft sie mit Essen versorgt (wobei Andi auch so noch oft mit knurrendem Magen zu Bett gehen muss – d.h. ein Bett hat

er nicht, er schläft auf dem blossen Boden; es erklärt auch, warum der Eisschrank heute bei Andi immer prall gefüllt sein muss, ein halb leerer Eisschrank mache ihn «traurig», erklärt er). Auch muss er schon früh zum Lebensunterhalt der Familie beitragen (indem er auf der Strasse Speiseeis verkauft). Er steht am Morgen auf, geht zur Schule, muss dann Eis verkaufen oder auf dem Feld arbeiten und dann in die Muslimschule (da sind aber noch keine wahhabitisch angehauchten Lehrer zugegen, Max wird später einige dieser ehemaligen Lehrer von Andi kennenlernen, heutige Imame, sehr nette und tolerante Männer). Zeit zum Spielen bleibt da keine für den kleinen Andi.

Man sieht also, dass das Soldiaritätsprinzip keineswegs (nur) aus reiner Nächstenliebe und Selbstlosigkeit betrieben wird. Auch ist beim Prinzip des Gotong Rayong das Prinzip der Gegenseitigkeit von entscheidender Bedeutung. Zu speziellen Anlässen wie Geburten, Beschneidungen, Hochzeiten und Begräbnissen wird reichlich gekocht und Essen an die Familie und die Nachbarn oder einfach an alle, die sich daran beteiligen wollen, verteilt, aber es wird dann auch bindend erwartet, dass sich die Begünstigten entsprechend revanchieren, wenn ein solches Ereignis bei ihnen stattfindet – natürlich nach Massgabe ihrer Möglichkeiten, man weiss ja ungefähr, wer im Dorf wieviel besitzt, das sieht man an den Häusern und Besitztümern, vor allem an den Fahrzeugen, die eine Familie besitzt. Wer ein teures Motorrad besitzt, kann nicht erwarten, dass er als Armer durchgeht. Über den Austausch von Gaben und Geld wird sogar Buch geführt. Wobei alles möglichst immer so abläuft, dass niemand sein Gesicht verliert. Wenn Max

jemandem einen Geldbetrag zukommen lassen will, dann überreicht er ihm das Geld nicht einfach so, sondern diskret in einem Briefumschlag. Es wird also viel geschenkt und geteilt in Indonesien, aber damit ist immer auch eine Verpflichtung verbunden.

Mit dieser Feststellung möchte Max auch einer Fehleinschätzung über so genannt kollektivistische und individualistische Kulturen den Garaus machen, wie sie in älteren Beschreibungen über «die Asiaten» zum Teil gang und gäbe sind. Natürlich gibt es «die Asiaten» genauso wenig wie die Europäer und ebenso klar ist, dass die Indonesier genauso eine diverse Anzahl von Individuen sind wie etwa die Schweizerinnen, die Deutschen oder die Amerikaner. Indonesien ist also genauso «individualistisch» wie zum Beispiel Frankreich oder die USA. «Man könnte vielleicht sagen: Die Indonesier sind nicht weniger individualistisch als wir, aber weniger egoistisch und eher bereit, zu teilen und sich in die Gemeinschaft einzubringen, aber dies nicht etwa, weil sie die besseren Menschen wären als wir, sondern weil Gemein Sinn als Wert ihnen eben hilft, als Individuen und Gemeinschaften zu überleben», schreibt Max in sein Tagebuch. «Warum sich das so entwickelt hat, darüber kann ich bloss spekulieren, es hat wahrscheinlich etwas damit zu tun, dass es in Indonesien ganzjährig warm und das Land ganzjährig fruchtbar ist und man dadurch weniger gezwungen ist, vorzusorgen und für die Zukunft zu planen, d.h. die Zukunft zu organisieren, als wir mit unseren (ehemals) kalten Wintern, in denen man ganz schön aufgeschmissen gewesen wäre, hätte man nicht vorgesorgt und würde man nicht vorsorgen, weshalb der Tropenbe-

wohner, die Topenbwohnein vielleicht eher auf die Gegenwart und die Bewohner:innen gemässigter oder kalter Zonen eher auf die Zukunft ausgerichtet sind (das zeigt sich ja gerade jetzt wieder, wo die Abhängigkeit von russischem Öl und Gas wegen dem Ukrainekrieg z.B. in Deutschland zu einer «Gasmangellage» führt). Aber das ist sicher nur ein Teil der Wahrheit, Soziolog:innen und Ethnolog:innen sehen da bestimmt klarer. Kommt dazu, dass sich die traditionellen Strukturen auch in Indonesien mit der Modernisierung/Globalisierung/Digitalisierung aufzulösen beginnen, was dann ebenfalls einen grösseren Strukturierungsgrad vom Staat erfordert, soll es nicht zu sozialen Unruhen kommen (wie es bereits der Fall ist). Der Backlash gegen Modernisierung/Globalisierung/Digitalisierung ist bekanntlich in vollem Gang, nicht nur hier, sondern auch bei uns in Europa und in den USA. In Indonesien zeigt er sich vor allem mit dem hässlichen Gesicht der fundamentalistischen Islamisten (ist das ein Pleonasmus?), die in Indonesien einen Gottesstaat mit Scharia-Gesetzgebung errichten wollen und alle liberalen Tendenzen im Land ausrotten möchten (inkl. aller LGTB+-Menschen), was zweifellos einen Bürgerkrieg nach sich ziehen würde und Indonesien als Nation zerstören würde.»

20.11.2022

Inzwischen ist Max gut vier Monate in Indonesien, und, wie gesagt, haben sich seine Essgewohnheiten vollkommen umgestellt. Auch hat sich sein Körper erstaunlich gut an das

tropische Klima gewöhnt – dies alles ist durch die gesundheitliche Krise, die er im Oktober durchgemacht hat, sozusagen ausgelöst und verfestigt worden. Während Andi sich dauernd über die Hitze beklagt und auch heftig schwitzt, fühlt sich Max inzwischen gut in dem Klima, schwitzt nicht übermässig und schläft auch ohne Klimaanlage (meist) gut (und wenn er schlecht schläft, liegt es nicht unbedingt an der Hitze).

Zurück zu den Essgewohnheiten: Max isst also drei- bis viermal am Tag Reis, ohne Brot oder Pasta zu vermissen. Natürlich hat er auch jetzt noch seine Vorlieben und Abneigungen, aber die beziehen sich jetzt eben auf indonesische Gerichte. Er mag vor allem Suppen, die dem Reis ihr köstliches Aroma geben (trockenen Reis findet er noch immer ziemlich «langweilig»). Also, allen voran, Sop Buntut, also die Suppe mit dem Ochsenchwanzfleisch (Buntut Sapi).

1 Kilogramm Ochsenchwanz wird mit 2,5 Liter Wasser angesetzt. Dazu gibt man zwei Teelöffel Öl, 1 Stange Kayu manis (Zimt), 5 Nelken (cengkhe), Karotten, Kartoffeln und Tomaten (optional, Andi kocht sie lediglich mit Frühlings- resp. Lauchzwiebeln), Zwiebeln, Salz, Zucker, Pfeffer, Chilis nach Belieben, Knoblauch, Ingwer, chinesischen Sellerie, Limonen, Sojasauce und geröstete Zwiebeln als Dekoration.

Ein anderes Lieblingsgericht von Max ist Rawon, eine schwarze Rindfleischsuppe mit dem Gewürz Kloewek/Keluwak, eine Spezialität aus Ost-Java. Auch liebt er Cap Cay: Gemüse mit Hühnerfleisch oder Garnelen. Bei diesem Gericht ist vor allem die Sauce ausschlaggebend, die Austernsauce (Saus Tiram), Tapiokamehl und Sesamöl enthält.

Und er mag alle Arten von süß-sauren (assam-manis) Zubereitungen, zum Beispiel Tintenfisch süß-sauer (cumi-cumi assam-manis). Und natürlich grillierten frischen Fisch vor allem aus dem Meer (ikan bakar, z.B. Red Snapper). Er mag natürlich auch Nasi und Bami goreng oder Nudelsuppe, aber die hat er zu Beginn seines Aufenthalts bis zum Überdruß gegessen und sie hängen ihm inzwischen ein wenig zum Hals heraus (man stelle sich das bitte nicht allzu wörtlich vor). Auch Sate gambling mit Erdnussauce mag er ganz gern, allerdings nur, wenn sie frisch zubereitet und noch heiss sind, was leider oft nicht der Fall ist. Natürlich gibt es nach wie vor auch Abneigungen. Allzu scharf mit Chili gewürzte Speisen erträgt er immer noch nicht, Garnelenpaste kann ihn aus der Küche verjagen und Hühnerfüsse oder Fischaugen hat er noch immer nicht probiert.

Andis Lieblingsessen ist eine Suppe mit Kalbsfüssen (Sop kiki). Die Brühe, in der das Fleisch gekocht wird, enthält Kurkuma, Zitronengras, Röstzwiebeln und andere Gewürze und wird mit Limetten- und Chilisauce gemischt. Andi liebt sämtliche Gerichte mit Sambal terasi. Wichtigster Bestandteil dieser Sambal-Variante ist neben den unvermeidlichen Chillis eine seltsam riechende Garnelenpaste, dazugefügt werden Speiseöl, roter Cayennepfeffer, rote Zwiebeln, reichlich Knoblauchzehen, Tomaten, Salz, brauner Zucker und Limetten. Zu jedem Essen gehört für Andi neben Reis auch Kerupuk oder Krupuk, ein Cracker aus Stärke oder Tierhaut und anderen Zutaten, die als Aroma dienen. Die meisten Krupuk werden frittiert, während einige andere gegrillt oder im heissen Sand gebraten werden. Natürlich

liebt Andi auch jede mögliche Variante von Fisch und Seafood.

21.11.2022

Die Reportage kommt wohl nicht zustande. Eigentlich war geplant, dass Max jetzt in Pari sein sollte, aber da ist er nicht. Das Vorhaben, den Reportagevorschlag seines Nefen, dem Afrika-Redaktor bei der Neue Zürcher Zeitung, umzusetzen, steht von Anfang an unter einem unguten Stern. Es gibt Kommunikationsprobleme mit allen Beteiligten, Transportprobleme tauchen ungut am Horizont auf und schlussendlich merkt Max, dass niemand Interesse an der Reportage zeigt.

Dies ist wohl ein schlechter Zeitpunkt, denkt Max, für einen «unspektakulären», obgleich hochaktuellen Hintergrundbericht, der natürlich kein Scoop (oder «Primeur») ist angesichts der momentanen Weltlage. Sein Neffe hat ihm schon früher durch die Blume angedeutet, dass die Reportage in der NZZ wohl wenig Chancen habe, veröffentlicht zu werden, da das Thema in diesem Blatt schon mehrmals abgehandelt worden sei. Er hat Max deshalb vorgeschlagen, seine Geschichte der WOZ, einer linken Wochenzeitung in der Schweiz, zu «verkaufen», was Max dann auch versucht hat, worauf er etwa zwei Wochen gar nichts hört und anschliessend, nach einem Nachfass, per Mail ein kalt-schnäuziges schlichtes, unbegründetes Njet zu lesen

bekommt. Also lässt er es wohl besser, zumal die Recherche mit einigen Kosten verbunden wäre.

Und darum geht es oder wäre es gegangen: Die kleine Insel Pari ist der Hauptstadt Jakarta vorgelagert und lebt hauptsächlich von der Fischerei und lokalem Tourismus (Hauptstädter, natürlich auch Hauptstädterinnen, die für ein Wochenende der Hektik des Grossstadtlebens entfliehen wollen). Der Schweizer Konzern *Holcim* ist der drittgrösste Produzent von Zement und die Zementproduktion ist eine der Hauptverursacherinnen des weltweiten CO₂-Ausstosses. Vier Bewohner:innen von Pari nehmen das zum Anlass, mit Hilfe der indonesischen Umweltorganisation *Wahli* und dem Schweizer Hilfswerk *Heks* im Kanton Zug gegen *Holcim* zu klagen. Nun, es soll hier nicht allzu sehr ins Detail gegangen werden. Auf jeden Fall hat das Ganze etwas Symbolträchtiges – David gegen Goliath – und sicher wird auch genau deshalb diese Konstellation gewählt, was sich denn auch in zahlreichen internationalen Medienberichten niederschlägt, allerdings keiner einzigen Vor-Ort-Reportage, die Max eigentlich nachliefern will, aber eben: kein Interesse, da kein Primeur.

Auch wollte er den ganzen Protest journalistisch einbetten und mit der Frage verbinden, wie der Staat Indonesien damit umgeht, dass er gleichzeitig Verursacher und Opfer der Klimaerwärmung ist. Pari ist ja nur die Spitze des – Eisbergs (der ist gut!), eine Insel, die nur wenige Meter aus dem Meer ragt und von der mit jedem Zentimeter, den der Ozean steigt (wenn der Eisberg schmilzt), ein Stück verschwindet:

Knapp zwei Kilometer ist Pari Island lang. Eine Fläche so gross wie acht Fussballfelder hat die Insel bereits an das Meer verloren –elf Prozent ihrer Landfläche innerhalb von nur acht Jahren. Ein Hintergrundpapier des IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change) bestätigt: Schuld daran ist der Klimawandel. Demnach ist der Meeresspiegel in den vergangenen fünfzig Jahren um gut 20 Zentimeter angestiegen. Pari Islands höchster Punkt liegt bei nur wenigen Metern über Normal Null. Die steigenden Meeresspiegel sind hier eine Katastrophe,

liest Max in einem Artikel des GEO-Magazins im Internet. Wegen der Wetterkapriolen (und der Verschmutzung des Meeres, das den Fischbestand gefährdet) wird die Fischerei auf Pari schwieriger und gefährlicher. Die Klimaerwärmung hat aber für ganz Indonesien verheerende Auswirkungen: Neben Land, das im Meer versinkt, wird auch die Landwirtschaft geschädigt: durch Überschwemmungen, Schlammlawinen und Versalzung des Süsswassers. Jakarta versinkt langsam im Meer, nicht nur, aber auch wegen dem Ansteigen des Meeresspiegels (und weil Teile des Stadt auf Schlamm gebaut sind), sodass die Regierung damit angefangen hat, auf der Insel Kalimantan eine neue Hauptstadt zu planen und zu bauen (Nusantara genannt). Wer weiss, ob das Projekt jemals zum Abschluss kommt, sind doch 2024 nicht nur in den USA, sondern auch in Indonesien Wahlen, und der regierende Präsident Jokowi, der seine maximalen acht Jahre Präsidentschaft hinter sich hat, wird dann von weiss wem mit wer weiss welchen Plänen abgelöst. 2024 wird also ein Schicksalsjahr - nicht nur für Indonesien, sondern für die ganze Welt (sind dann doch auch in den USA Präsidentschaftswahlen, und Gott oder was oder wer auch immer stehe uns bei, der Teufel mit

dem orangen Teint oder ein anderer Teufel aus Florida wird dann – erneut? – der neue grosse Zampanoo).

Indonesien ist aber nicht nur besonders betroffen von der Klimaerwärmung, sondern auch durch die Abhängigkeit von den Exportgütern Kohle, Palmöl, exotische Hölzer etc. selbst ein grosser Verursacher der Klimaerwärmung, ein Fakt, der es für die Regierung schwierig macht, gangbare Lösungswege zu finden (dass Regierungen zwischen wirtschaftlichen Interessen und den Anforderungen des Klimaschutzes hin- und herlavieren müssen, kennt man ja inzwischen auch zur Genüge in Europa, Stichwort «Gas- und Strommangellage»). Tropischer Regenwald wird abgeholzt und durch Palmölplantagen ersetzt. Die Abfallbeseitigung ist ein grosses Problem in Indonesien, eine geordnete, staatlich organisierte Abfallbeseitigung gibt es nicht, der Müll wird einfach irgendwo weggeworfen, im Garten verbrannt, auf den Reisfeldern werden die verdorrten Stauden vermottet, sodass oft dicke Rauschschaden über der Landschaft wabern. Auch Plastik ist ein grosses Problem hier, Indonesien ist ein Land, in dem alles mehrfach geradezu «liebevoll» in Plastik verpackt wird (ähnlich wie in der Schweiz), und das Resultat dieser Praxis ist dann an den Stränden zu «bewundern».

Ein Umweltbewusstsein ist beim Grossteil der Bevölkerung Indonesiens kaum vorhanden, die Leute haben ganz andere Sorgen, die alle mit dem schlichten Überleben zu tun haben. Die Regierung mag Lippenbekenntnisse abgeben und einzelne Gesetze zum Schutz von Klima und Umwelt erlassen, eingehalten werden sie kaum. «Umwelt-

schützer kritisieren jedoch, die indonesische Regierung unternehme trotz ihrer ambitionierten Ziele und Pläne nicht genug gegen die Umweltzerstörung. So monierte etwa Yuyun Harmono, der Kampagnen für das Indonesische Umweltforum Wahli organisiert, die Regierung und die politischen Parteien würden noch immer Gesetze und Bestimmungen vorantreiben, die Investitionen zur Förderung des Wirtschaftswachstums begünstigten.» Die Regierung habe offenbar nicht im Blick, dass es im Fall einer Klimakatastrophe auch keine Investitionen und keine Entwicklung mehr geben werde – eine Argumentation, die auch für den Rest der Welt gilt (abgesehen davon, dass die Klimakatastrophe kaum mehr abgewendet werden kann, d.h. so gut wie garantiert ist). Das sei so, «als würden sie eine Sandburg bauen: Sobald die Wellen kommen, wird alles weggespült», schreibt der indonesische Journalist Made Anthony Iswara.

In Indonesien wurde schon immer illegal Holz gefällt. Doch während der Pandemie hat das noch deutlich zugenommen. Auch weil für viele Menschen nichts anderes übrig bleibt, um zu überleben. Der Waldverlust auf Sumatra ist nach wie vor dramatisch: Um 1900 gab es hier noch 16 Millionen Hektar Regenwaldfläche, davon sind heute nur noch 250'000 Hektar übrig – ein Rückgang um 98 Prozent. Degradierete Waldflächen zu restaurieren und zukünftig nachhaltiger zu bewirtschaften, stellt angesichts der global weiter steigenden Nachfrage nach Ressourcen, insbesondere nach Zellstoff und Palmöl, eine enorme Herausforderung dar.

Das sind nur einige der Aspekte, die Max in seiner Reportage aufgreifen wollte. Doch solche Hintergrundinformationen haben in den Medien in einer Zeit der schnelllebigen News kaum mehr Platz. Schade.

(Dass Max und seine Freunde mit ihrer Vielfliegerei in Südostasien auch kein vorbildhaftes Umweltverhalten an den Tag legen, sei hier nur am Rand erwähnt.)

01.12.2022

Inzwischen ist der Ausflug nach Ho Chi Minh City auch schon wieder zur vergangenen Episode geworden. Auch dieser Trip war nicht ganz frei von surrealistischen Elementen. Wie immer fährt das Freundestrio –Andi, Rahmat, Max – mit Joko Travel die inzwischen vertraute Strecke zwischen Jalen und Legian auf Bali. Da das Mina Pelasa-Hotel ausgebucht ist, versuchen sie es zwei Häuser weiter bei den Panorama Cottages, einer ausgedehnten Anlage mit verschiedenen Bungalows im Balistil in einem grosszügigen parkähnlichen Garten mit Swimmingpool, wo der Aufenthalt halb so teuer ist und die Zimmer dafür doppelt so gross sind. Da lassen sie es sich gut gehen, trinken abends nach dem Essen Wodka und füttern eine frei laufende Entengruppe mit Reis, wofür sich diese mit aufgeregtem Geschnatter bedankt. Max beobachtet, wie nach einer der Enten mit einem gebrochenen Flügel von den anderen Enten geschnappt und diese Ente erst an das

Futter gelassen wird, wenn die anderen Enten satt sind, und Max denkt: Diese Enten sind auch nur Menschen.

Nach einem weitgehend müssig verbrachten Strandtag machen sie sich dann am Donnerstag auf zum Flughafen, wo sie einchecken wollten. Nein, sagt der Herr von der Abfertigung am Schalter der Vietjet, nein, er könne Max keinen Boarding Pass ausstellen. Als Schweizer bräuchte er doch ein Visum für Vietnam, ob er das nicht gewusst habe? Visum?, denkt Max. Scheisse! Er ist überzeugt davon, im Internet nachgesehen zu haben, ob er ein Visum braucht, und ist der irrigen Meinung, da gelesen zu haben, dass ein gültiger Pass für die Einreise genüge. Hat er aber wohl nicht gemacht oder dann so schlampig, dass er das Wesentliche übersehen hat, was typisch ist für ihn, irgendwie. Er kann in solche Dingen unglaublich nachlässig sein oder unkümmert oder sorglos oder «wurstig», wie ihn vor vielen Jahren ein Militärpsychiater anlässlich seiner Militärdienstverweigerung wenig fachspezifisch, aber treffsicher genannt hat. Max ist wahrlich und unbestreitbar eine Wurst, nicht ungeniessbar, aber wenig edel wie die meisten Würste. Und richtig, hätte er die Webseite der vietnamesische Botschaft nur gründlich genug gelesen, wäre ihm folgende Information aufgefallen:

Schweizer Staatsbürger benötigen einen mindestens 6 Monate über das Ausreisedatum hinaus gültigen Reisepass und ein Visum für die Einreise in Vietnam. Das Visum kann persönlich oder über den Postweg bei der Botschaft in Bern beantragt werden (mindestens 7 Arbeitstage vor Abreise). Für bestimmte Staatsangehörige (wie beispielsweise für Schweizer Staatsbürger) ist es möglich, das Visum für Aufenthalte bis zu 30 Tagen online zu beantragen. Nach Erhalt des E-Visums müssen Sie dieses zwingend ausdrucken und auf Ihrer Reise in Papierform mit sich im

Handgepäck führen. Wenn das E-Visum in Papierform nicht vorhanden ist, kann Passagieren die Abreise vom Flughafen Zürich verwehrt werden.

Nun fliegt Max zwar nicht vom Flughafen Zürich aus nach Vietnam, hat aber nur noch etwa zwei Stunden Zeit bis zur Abreise und die Reise droht tonnenschwer ins Wasser zu plumpsen (nicht allzu wörtlich nehmen!), begleitet von einem Rattenschwanz weiterer Schwierigkeiten: Max muss zwingend aus Indonesien ausreisen, hat bereits einen Tag «overstay», wofür sich jetzt von Max auf die Schnelle kein deutscher Ausdruck finden lässt, auf Schweizerdeutsch kommt ihm der längst nicht mehr aktuelle, mithin völlig veraltete und aus der Mode gekommene Ausdruck «überhöckeln in den Sinn, was das Verbleiben in einer Wirtsstube nach der Polizeistunde bezeichnet («Polizeistunde» ist ein ebenfalls völlig veralteter Ausdruck, der vom fortgeschrittenen Alter der maxschen Persona zeugt). Wie auch immer, das indonesische Recht sieht vor, dass jeder Tag «overstay» in Indonesien 1'000'000 Rupiah kostet, was zwar nach viel klingt, aber nicht alle Welt ist (etwa 70 Franken), aber Max müsste ja dann trotzdem ausreisen, also eine alternative Destination finden (zum Beispiel Singapur), aber dann würden die drei Flüge nach Vietnam und die bereits bezahlten Kosten für das Hotel natürlich verfallen (da Rahmat und Andi unmöglich allein nach Vietnam fliegen würden), es müssten drei neue Flüge gefunden, gebucht und bezahlt werden etc.. Kurz, es droht ein mittleres Desaster und eine grosse Enttäuschung für sie alle. Max verfällt nun natürlich wieder einmal in Panik, beginnt zu hecheln und zu stöhnen, was aber bewirkt, dass sich eine Dame der Fluggesellschaft seiner erbarmt und ihm zu-

flüstert, es gäbe evt. eine Möglichkeit, die Reise doch nach zu retten. Max müsse eine Nummer in Hanoi anrufen, da stelle man sog. Notfallvisen aus (The service of last-minute emergency Vietnam visa genannt). Max kann sich nicht vorstellen, dass das klappen könnte, aber da unterschätzt er die Improviationsfähigkeit der Asiaten. Versuche man eine solche Aktion in der Schweiz durchzuziehen! Erstaunlicherweise klappt die Zahlung für das Visum und dessen Überweisung auf digitalem Weg an Max problemlos per Telefon; das Notfallvisum kostet in der Währung des Klassenfeinds 250 US-\$, aber das nimmt Max noch so gern in Kauf. Uff! Er bezahlt dann noch seinen Overstay-Obolus an die Behörden in Bali und schon sitzen die drei im Flugzeug. Der Flug, der dreieinhalb Stunden dauerte, verläuft dann übrigens ohne Zwischenfälle.

Das «Little Saigon Boutique Hotel» liegt mitten im Zentrum von Ho Chi Minh City im Stadtbezirk 1, quasi im Schattenwurf des Bitexco Financial Towers und in unmittelbarer Nähe des Opernhauses und diverser Museen. Auch die bekannte Ho Chi Minh Statue befindet sich in Gehdistanz. Man muss sich das so vorstellen: vorne die breite Avenue Lê Loi mit den halbfertigen U-Bahnstationen, den zahlreichen Fahrbahnen und in der Mitte der wuselige Street-Food-Markt mit tausenden von Menschen, dazwischen eine Public Viewing-Riesenleinwand für die momentan stattfindende Fussball-WM in Katar, Stimmengewirr, Autolärm, Sirenen, ernsthaft streitende Frauen, ein Tohuwabohu. Darüber der Geruch der zahlreichen Esstände, zu denen kaum ein Durchkommen ist. Das Hotel selbst befindet sich in einem Seitengässchen, das in eine Art Innenhof führt,

wo sich mehrere kleine Läden, Garküchen, eine Polizeistation, ein Kaffeehaus, ein kleines Restaurant, das Food and Beer serviert, und eben das Boutiquehotel befinden. Das ist Max übrigens von Hannes empfohlen worden, dem ersten Boyfriend von Thomas, dem langjährigen Best Friend von Max, Hannes, den Max in Bern von der HAB (der «Homosexuellen Arbeitsgruppe Bern») her flüchtig kennt, mit dem er jetzt aber 30 oder eher 40 Jahre keinen Kontakt mehr gehabt hat, nun aber, Facebook sei Dank, weiss, dass dieser Hannes seit drei Jahren in Hanoi lebt, weil er auf junge Asiaten steht und jetzt da an einer Uni Vietnamesisch studiert. Max hat ihn vor ein paar Jahren mal kurz in Zürich gesehen, weil Max den (damaligen) Mann von Hannes, einen echt hübschen Peruaner, an der Migros-Klubschule in Deutsch unterrichtet hat, von dem Hannes jetzt aber nach einer offenbar hässlichen Scheidung getrennt ist, weshalb er jetzt in Vietnam den jungen Vietnamesen nachsteigt. Hannes ist ein Jahr jünger als Max und ebenfalls pensioniert.

Zurück zum Hotel. Die Zimmer sind zwar klein und Vietnam ist definitiv teurer als Indonesien (also auch diese Unterkunft), trotzdem findet Max das Hotel eine gute Wahl. Die Zimmer sind zwar klein, aber sauber und ruhig, das Personal sehr freundlich; mit einem zweiundzwanzigjährigen, etwas dicklichen Hotelboy freundet Max sich beim Rauchen vor dem Hotel fast etwas an. Der spricht passabel Englisch, was er nicht in der Schule, sondern beim Flimeschauen gelernt habe. Der Hotelboy muss jeweils 24 Stunden am Stück arbeiten und hat dann 24 Stunden frei, in denen er aber nur schlafte, weil er so müde sei. Er erzählt

von mehreren Verkehrsunfällen mit dem Motorrad, die ihm zugestossen seien, was Max angesichts der hiesigen Verkehrsverhältnisse ganz und gar nicht erstaunt. Der Vietnameser bewundert die blauen Augen von Max und erzählt dann eine Geschichte aus dem Militärdienst (er hat ein paar Monate beim Militär gedient, wurde dann aber freigestellt, da er sich um eine kranke Schwester und die kranke Grossmutter kümmern musste). Da habe er einen Kollegen gehabt, Vater US-Amerikaner, Mutter Vietnamesin, dessen Augen seien rot gewesen; wirklich rot wie Rubine. Dieser Kollege sei ein Aussenseiter gewesen, weil viele (und er selbst anfangs auch) geglaubt hätten, der sei ein Dämon oder Vampir. Dabei sei er ganz nett gewesen.¹⁵

Mit Rahmat fährt Max in einem Turbolift zur Aussichtsplattform im 47. Stock des Bitexco Financial Towers hoch (Andi bleibt unten, da Höhenangst). Grossartiger Rundblick. Irgendwann erschlagen vom Gewimmel dieser Stadt und dem überbordenden Verkehr. Abends auf dem Street-food-Markt, im Zimmer schauen sie die Fussball-WM-Spiele, Max könnte aber wenig später nicht mehr sagen, wer gegen wen gespielt und erst recht nicht, wer gewonnen hat. In Asien ist der WM-Boykott definitiv kein Thema, was vielleicht daran liegt, dass die Menschenrechtssituation in

¹⁵ Das Internet meint dazu: Je nach Lichteinfall können die Augen rötlich erscheinen, da durch das fehlende Melanin der Augenhintergrund durch die Iris schimmern könne. Leuchtend rote Augen entstünden dadurch allerdings nicht – die seien ganz klar ein Mythos. Eine weitere Anomalität sei die Iris-Heterochromie. An anderer Stelle heisst es, rote Augen würden bei Albinismus und Leuzismus gelegentlich auftreten, weil die Haut keine Melanozyten, farbstoffbildende Zellen, enthalte. Aber wer weiss schon genau, was es mit dem Phänomen «rote Augen» auf sich hat? Das Internet offenbar nicht.

Vietnam auch nicht gerade die beste ist, um es vorsichtig auszudrücken.

Anderentags treffen sie nach dem Frühstück Hannes und besuchen zusammen das Kunstmuseum. Viele der ausgestellten Bilder sind von der Erfahrung des Vietnamkriegs geprägt. Hannes, der etwas schwerhörig ist, spricht vor allem selbst sehr viel, d.h. eigentlich pausenlos, weshalb es ihm gar nicht so viel ausmacht, dass er das Gegenüber nur schlecht versteht, weil ihn das ja auch nicht wirklich interessiert. Max versteht dessen Mitteilungsdrang nach drei Jahren in Vietnam natürlich ein bisschen, trotzdem wird ihm das Geschwätz schon bald zuviel und bereitet ihm Kopfschmerzen. Die beiden Jungs aus Indonesien verstehen natürlich erst recht nichts von dem, was Hannes da zusammenfaselt. Sie gehen deshalb schon bald zurück zum Hotel, um sich auszuruhen und sich weitere WM-Spiele zu Gemüte zu führen oder so, während Max mit Hannes an der Schiffanlegestelle der Speedboote am Fluss, Ben Bach Ban, in einem Restaurant mit dem originellen Namen «Seefahrer Café» einen Eiscafé trinkt (er hat zwar heißen Kaffee bestellt, aber in Ho Chi Minh City alias Saigon bekommt man nie genau das, was man bestellt).

Später beim Überqueren der Strasse bekommt Hannes einen solchen Wutanfall, dass er den «fehlbaren» Motorrollerfahrer (oder die Motorrollerfahrerin) beinahe niederschlägt. Das widert Max extrem an und das Wort vom Fremdschämen zuckt durch sein Hirn. Später, nach dem gemeinsamen Nachtessen, wiederholt sich die Szene noch einmal gegenüber einem Autofahrer, was Max dann den

Entschluss fassen lässt, den Kontakt mit Hannes, der ihm in der kurzen Zeit ihrer Begegnung durch und durch unsympathisch geworden ist, definitiv abubrechen.

Anderntags fahren sie – Andi, Rahmat, Max, natürlich ohne Hannes – mit dem Speedboot der GreenlinesDP etwa zwei Stunden lang Richtung Meer nach Vung Tau, einem fast mondänen Seebad, das sogar über eine Gondelbahn verfügt, die auf einen Hügel am Meer führt. Spaziergang in grosser Hitze auf der schattenlosen Strandpromenade in Richtung des Städtchens. Die Strandpromenade ist aus Marmor, das Städtchen kann nicht arm sein. Allerdings: Viele Touristen lassen sich hier nicht ausmachen. Was vielleicht am Wochenende ganz anders ist.

Was Max sonst noch in Vietnam auffällt

Verkehr: Der Verkehr ist mörderisch, das Überqueren der Strasse lebensgefährlich. Niemand hält sich an Verkehrsregeln, auch auf den Gehsteigen ist man vor Motorrollern und Autos nicht sicher. An Fussgängerstreifen, von denen es nur wenige gibt, gilt der Vortritt der Fussgänger nur theoretisch. Perfekte Konzentration ist angesagt. Der Verkehrsfluss ruht nie, sodass man beim Überqueren einer sechsspurigen Strasse einfach mal losgehen muss, aber langsam, so, dass die Roller um einen herumfahren können. Und ja nicht stehenbleiben! Erstaunlicherweise

klappt das dann auch, wird aber mit Angstschweiss auf der Stirn und einem extremen Adrenalinkick im Blut bezahlt.

Essen im Restaurant: Da die Vietnamesen relativ klein sind, sitzen sie in kleinen Restaurants und Cafés sehr oft auf winzigen Kinderstühlchen an winzigen Puppentischen. Man bekommt nie, was man bestellt hat, und die Rechnung zu verstehen, die einem am Schluss präsentiert wird, ist ein Ding der Unmöglichkeit, man soll es gar nicht erst versuchen. Angeschriebene Preise sind ebenfalls bedeutungslos. Einmal bestellen die Jungs Bier (für Max) und zwei Orangensäfte für die Indonesier. Es kommen drei Bier. Die Jungs weisen höflich auf den «Irrtum» hin. Unter Entschuldigungen werden die zwei Bier weggetragen, es kommen zwei neue Dosen Bier, einfach einer anderen Sorte. Statt gebratenem Fisch kommt gesottener Fisch, Reis verstehen die vietnamesischen Kellner auch nicht, also kommt kein Reis. Die Kommunikationsprobleme sind allumfassend. Statt Nudeln kommt Oktopus, statt Fisch kommt «Chicken». Macht nichts, es schmeckt trotzdem gut. Man soll sich über solche Dinge nicht aufregen, sondern sie geniessen und sich darüber amüsieren. Und nicht ausflippen wie der Schweizer «Freund».

Kulturelle Unterschiede: Erstaunlich ist vor allem, wie sehr sich die südostasiatischen Kulturen voneinander unterscheiden, oder eigentlich nicht erstaunlich, Italiener sind ja auch ganz anders als Deutsche oder Norweger. Natürlich gewinnen sie in den fünf Tagen nur einen ganz rudimentären Eindruck von Vietnam resp. Ho Chi Minh City; trotzdem ist der Trip eine willkommene und interessante

Abwechslung und insbesondere das Leben mitten in der Stadt ein Riesenkontrast zum beschaulichen Leben auf dem Land in Jalen. Und die allgegenwärtigen «Gesänge» der Muezzins in den diversen Moscheen von Jalen vermisst Max auch nicht unbedingt.

Natürlich verläuft auch die Heimreise nicht ganz reibungslos. Wieder will man Max keine Bordkarte geben. Er würde eine Aufenthaltserlaubnis für Bali benötigen, belehrt ihn die gestrenge Dame hinter dem Check-in-Schalter. Pustekuchen! Max beginnt, sich ein wenig aufzuregen, eigentlich das erste Mal während seines Aufenthalts in Südostasien. Er werde ja bei der Einreise ein 30-Tage-Touristenvisum bekommen, was er denn da im Voraus eine Aufenthaltsbewilligung für Bali brauche, das sei doch Quatsch, und er sei jetzt schon unzählige Male in Bali eingereist und es sei das erste Mal, dass er von so was höre. Sie streiten ein wenig herum; wahrscheinlich ist das Ganze ein Kommunikationsproblem, von welchen unsere Freunde in Vietnam eine ganze Menge erlebt haben. Schliesslich lässt sich die Dame doch noch überzeugen, als Max ihr sein Rückflugticket vom 18. Januar in die Schweiz zeigt. Die Einreise in Bali erfolgt dann ohne Probleme.

09.12.2022

Die letzte grössere Reise während des Aufenthalts von Andi und Max in Indonesien: Sie reisen mit dem Nachtzug nach Semarang, bleiben dann für vier Tage in dieser Stadt und

fahren anschliessend nach Yogyakarta weiter, um die Tempel von Prambanan zu besuchen.

Zwei Tage vorher liest Max folgende Meldung in den Medien:

«Das indonesische Parlament hat das Strafrecht verschärft, auch das Sexualstrafrecht. Ab 2025 wird Sex ausserhalb der Ehe verboten sein. Verstösse werden mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft. Weiter dürften Paare vor der Ehe auch nicht mehr zusammenleben. Hier werden als Strafe bis zu sechs Monate Haft möglich sein.

Der Gesetzesentwurf wurde trotz Protesten und Kritik von Menschenrechtsorganisationen angenommen. Das verschärfte Strafrecht in Indonesien wird grundsätzlich auch für Touristinnen und Touristen gelten. Die Behörden können allerdings nur Ermittlungen aufnehmen, wenn ein Familienmitglied Anzeige einreicht.»

Das sind schlechte Nachrichten. Natürlich werden damit auch sexuelle Kontakte zwischen Gleichgeschlechtlichen durch die Hintertür kriminalisiert, weil Männer mit Männern und Frauen mit Frauen in Indonesien ja nicht miteinander verheiratet sein können. Ein Gesetz, das der Denunziation Tür und Tor öffnen und nur Opfer produzieren wird. Das Gesetz ist lächerlich und absurd und es wird sich kaum durchsetzen lassen (Gott sei Dank!); es wird die indonesische Gesellschaft jedoch weiter spalten und den konservativen Kräften, die einen Gottesstaat anpeilen und die Scharia wie schon in Aceh einführen wollen, Auftrieb geben. Wenn sich diese Tendenzen weiterhin verstärken, müssen Andi und Max ihre Zukunft in Indonesien noch einmal gründlich überdenken.

12.12.2022

Arif, der in der Gegend aidskranke Patienten betreut – hauptsächlich oder ausschliesslich junge Männer – erzählt, dass ein 21-Jähriger gestern kollabiert und heute gestorben sei. Warum heute in Indonesien Menschen immer noch an Aids sterben würden, wo es doch gute Möglichkeiten zur medikamentösen Behandlung gäbe, die vom Staat sogar gratis abgegeben würden, will Max von Arif wissen. Nun, sagt der, das habe mindestens zwei Gründe. Erstens: die Scham. Viele Betroffene getrauten sich nicht, sich ihren Familien anzuvertrauen: dass sie schwul seien, dass sie «ausserhehlichen Sex» gehabt hätten, dass sie erkrankt seien. Und viele liessen sich erst gar nicht von einem Arzt oder einer Ärztin untersuchen, weil sie gar nicht so genau wissen möchten, was ihnen fehlt. Zudem wüssten viele Patienten (und deren Familien) aus Unkenntnis nichts von den wahren Verursachern der Krankheit, sondern gingen ganz selbstverständlich davon aus, dass «übernatürliche Gründe» für die Erkrankung verantwortlich seien, etwa schwarze Magie oder Besessenheit durch einen Geist. Weshalb sie den Kranken dann eben nicht zu einer medizinischen Fachperson brächten, sondern zu einem Dukun, einem Hokuspokus-Zaubermann.

20.12.2022

Es ist Samstagabend, als sich Andi, Rahmat und Max in einen Zug von Kereta Api Indonesia setzen. Vorher die gar nicht so einfache Beschaffung der Tickets. Die löst man nämlich nicht an einem Schalter oder Billetautomaten im Bahnhof, sondern muss zunächst einmal an einem Computer in einer Filiale der Ladenkette «Indomart» eine Art Vorticket lösen, wobei man einige Informationen preisgeben muss: Name und Vorname natürlich, aber auch Ausweis- oder Passnummer, ausserdem gilt das Ticket immer nur für einen bestimmten Zug und ist gleichzeitig eine Platzreservierung. Es gibt drei Klassen in indonesischen Zügen: Ekonomi, Bisnis und Exekutive, wobei die Ticketpreise je nach Verfügbarkeit der Sitze und dem Zeitpunkt des Kaufs unterschiedlich ausfallen können, aber natürlich auch in der teuersten Variante noch immer sehr billig sind im Vergleich mit den exorbitanten Billetpreisen der SBB in der Schweiz. Das Ticket von Banjuwangi nach Semarang kostet in der Executive rund 250'000 Rupiah pro Person, was etwa 15 CHF entspricht. Dieses Ticket muss dann an einer andern Maschine im Bahnhof ausgedruckt werden, und ohne diesen Boarding Pass kann man den Schienenbereich des Bahnhofs gar nicht betreten. Die Executive-Klasse hat bequeme Sessel mit genügend Beinfreiheit und allerdings etwas weniger Oberkörperfreiheit und entspricht in etwa der 1. Klasse in schweizerischen Zügen. Die Aircon kühlt die Innentemperatur allerdings auf ein Mass hinunter, dass man mit der Zeit frierend und schlotternd auf seinem Sessel hockt, weshalb

sich die Mitnahme eines Pullovers empfiehlt. Nachts werden immerhin Decken verteilt. Man kann sich im Zug auch verpflegen.

Die Nachtfahrt im Zug dauert rund 9 Stunden, also kommen sie kurz nach fünf Uhr am Morgen in Semarang an. Es ist eines der seltenen Male, in denen Max in Indonesien einen Sonnenaufgang beobachten kann; normalerweise steht er immer viel später auf, weil er eine Nachtteule und keine Lerche ist. Schlafen kann Max im Zug ohnehin nicht. Sie fahren dann gleich ins reservierte Hotel, das Gapura Residence an der Jl. Anjasmoro Raya No. 74. Das Hotel ist okay, wenn auch nicht überwältigend, aber sauber und ruhig; es gibt praktischerweise eine Verbindungstür zwischen ihren beiden Zimmern.

Sie besuchen an diesem Tag die Altstadt von Semarang, die deutlich von holländischer Architektur geprägt ist. Historischen Quellen zufolge wurde Semarang 1708 durch den Sultan an die Niederländische Ostindien-Kompanie, die VOC, abgetreten. Von diesem Zeitpunkt an war die Stadt eine niederländischen Enklave. In Semarang finden Besuchende daher eine Altstadt vor, die während der niederländischen Kolonialzeit errichtet wurde und derzeit wiederaufgebaut und revitalisiert wird. Das bekannteste Gebäude der Altstadt ist die Kirche Gereja Blenduk. Im Zentrum von Semarang gibt es eine Anzahl weiterer Gebäude im Kolonialstil, so Lawang Sewu, das Gebäude mit den «tausend Türen». In einem ebenfalls historischen Gebäude in der Altstadt gibt es ein Lokal, das auf Sate und Gule Gamping (Ziegenfleisch-Spiesschen und -suppe)

spezialisiert ist, was beides köstlich schmeckt. (Max hat in den letzten Wochen sichtbar zugelegt, weil ihm die indonesische Küche inzwischen so sehr zusagt; Andi übrigens auch.)

Andertags mieten sie sich ein Taxi und fahren etwa zwei Stunden hinaus aufs Land, um einen ehemaligen Lehrer an der Muslimschule von Andi zu besuchen, der der höchste Imam der Provinz Jawa Tengah sein soll oder so etwas, Max hat das nicht ganz verstanden, und neben einer kleinen Moschee in einem etwas höher gelegenen Dorf (Brayu Barat) lebt, was man daran merkt, dass es da nicht ganz so heiss ist. Natürlich werden sie zum Essen eingeladen, Max wird wieder mal um Selfies gebeten, die Atmosphäre ist freundlich und friedlich. Am nächsten Tag besuchen sie einen anderen Imam, ebenfalls einen ehemaligen Lehrer von Andi, in Pasar Mayong, wo es überaus heiss ist. Zunächst geht es der Küste entlang bis Denok, vorbei an riesigen Industrieanlagen, Hafengebäuden, Containerparkplätzen – insgesamt zeigt sich Indonesien hier hoch-industrialisiert und -entwickelt, mit einer guten Infrastruktur und breiten Autobahnen. Später wird es dann wieder ländlich-einfach. So erscheint Indonesien Max als ein Land mit erheblichen Kontrasten, Gegensätzen und Entwicklungsstufen, einem Nebeneinander von verschiedenen Zeitebenen und Lebensarten.

Am nächsten Tag absolvieren sie ein regelrechtes Besichtigungsprogramm in Semarang, einer wirklich interessanten, spannenden, sehenswerten Stadt, die aber seltsamerweise kaum Besucher:innen von ausserhalb Indo-

nesiens anzieht. Überhaupt sieht Max in Java nur ganz vereinzelt ausländische Touristen, während es in Bali, das eigentlich viel weniger interessant ist als Java, von denen nur so wimmelt (wobei im Nachgang der Pandemie die Zahl der Tourist:innen noch nicht ganz das Niveau von vor der Pandemie erreicht hat).

Sie besuchen Lawang Sewu, auch bekannt als das Gebäude mit den «tausend Türen», ein historisches Wahrzeichen von Semarang. Ursprünglich als Hauptquartier der Niederländisch-Ostindischen Eisenbahn-Kompanie errichtet, ist das Gebäude von grosser historischer Bedeutung. Für Liebhaber von Gruselgeschichten: Man munkelt, in diesem Gebäude solle es spuken. D.h. man munkelt es nicht nur, die Indonesier sind tief überzeugt davon und würden das Gebäude wohl niemals nachts besuchen. Abgesehen von seinem ästhetisch faszinierenden Kolonialstil zieht Lawang Sewu auch durch die Erinnerung an seine tragische Vergangenheit Besuchende an. 1942 wurde es von den Japanern als Gefängnis und Hinrichtungsort genutzt. 1945 stand das Gebäude im Mittelpunkt des Fünf-Tage-Kampfes von Semarang, bei dem indonesische Freiheitskämpfer im Kampf gegen die japanischen Soldaten im Lawang Sewu den Tod fanden (also logisch, dass es da spukt). Fünf dort arbeitende Angestellte wurden ebenfalls getötet. Zum Andenken an die nationalen Helden steht seit 1950 im Hof ein Mahnmal, das Tugu Muda Monumen in Form einer Siegessäule. 2011 wurde Lawang Sewu nach umfassenden Renovierungen durch die damalige First Lady Ani Yudhoyono eingeweiht und der Öffentlichkeit erneut zugänglich gemacht. Die Gebäude A und B des Komplexes

sind seither für Besuchergruppen geöffnet und werden häufig für soziale und kulturelle Aktivitäten und Veranstaltungen genutzt.

Zweite Station der Besichtigungstour ist der Tempelkomplex Sam Poo Kong. In der Mitte dieses Komplexes steht die Statue von Admiral Cheng Ho, auch bekannt als Zheng He. Diese bedeutende historische Persönlichkeit spielt in der indonesischen Geschichte und ganz besonders in der von Semarang eine wichtige Rolle¹⁶. Als Tribut für seinen grossen Einfluss auf die indonesischen Kulturen wurden ihm zu Ehren mehrere Wahrzeichen errichtet – so die Cheng Ho-Moscheen in Städten wie Surabaya, Palembang und Pasuruan. Hos Ankunft in Semarang zur Zeit des Majapahit-Reiches hat in Semarang zur Herausbildung einer faszinierenden Akkulturation von chinesischen und muslimischen Lebensstilen und Traditionen geführt. Hos wird im Tempel Sam Poo Kong gedacht und ihm zu Ehren ein jährliches Festival am 29. und 30. Tag des sechsten Monats des Mondneujahrs gefeiert.

Sam Poo Kong in Simongan ist der älteste chinesische Tempel in Semarang. Der ursprüngliche Tempel war eine Höhle, die Zheng He auf einer seiner Expeditionen gefunden hatte, aber nach einer Erdlawine 1704 wurde in

¹⁶ Ho, ein muslimischer Entdecker aus China, trug wesentlich dazu bei, chinesische Kultur und Traditionen in Indonesien bekannt zu machen. Der Sohn von Haji Ha Ma Zhi war die rechte Hand des dritten chinesischen Kaisers Yong Le während der Ming-Dynastie. Seine Expeditionen dauerten von 1405 bis zu seinem Todestag im Jahr 1433 und führten ihn während dieser 28 Jahre in 37 Länder.

einer daneben gelegenen Höhle ein neuer Tempel, der heutige Sam Poo Kong, errichtet. Der Tempelkomplex umfasst eine Fläche von 3,2 Hektar, auf der sich der Haupttempel Sam Poo Kong und die Höhle, der Tho Tee Kong-Tempel, der Kyai Juru Midi-Tempel, der Kyai Jangkar-Tempel, der Kyai Cundrik Bumi-Tempel und der Mbah Kyai Tumpeng-Schrein befinden. Die in typisch orientalischen Farben wie kräftigen Rot-, Gelb- und Grüntönen gehaltenen Dekorationen verweisen auf chinesische und javanische architektonische Einflüsse.

Etwas ausserhalb von Semarang besuchen sie anschliessend auf Anregung ihres Reiseführers, eines chinesischstämmigen Taxifahrers, das Eisenbahnmuseum Ambarawa. Es beherbergt u.a. eine Sammlung von 22 historischen Lokomotiven, was das Herz des Bähnlersohns Max erfreut. Der ehemalige Bahnhof ist Ausgangspunkt einer Anfang der 1970er-Jahre zunächst stillgelegten, ab 1976 jedoch reaktivierten Strecke nach Bedono, die etwa zur Hälfte wegen ihrer Steilheit als Zahnradbahn ausgeführt ist. Während der niederländischen Kolonialzeit war Ambarawa ein bedeutender Militärstützpunkt. Aus diesem Grund wollte der niederländische Staat während der Herrschaft von König Willem I. eine Bahnstation bauen, um Truppen nach Semarang verlegen zu können; dies geschah 1873 auf einer Fläche von 127'500 m² Land.

Die Schlacht von Ambarawa (indonesisch: Palagan Ambarawa) war eine Schlacht zwischen der kürzlich gegründeten indonesischen Armee und der britischen Armee, die zwischen dem 20. Oktober und dem 15. Dezember 1945 in Ambarawa stattfand.

Am 20. Oktober 1945 landeten alliierte Truppen unter dem Kommando von Brigadier Bethell in Semarang, um japanische Truppen zu entwaffnen und Kriegsgefangene zu befreien, die noch immer in Konzentrationslagern in Zentraljava festgehalten wurden. Zunächst wurden die Truppen in der Gegend willkommen geheissen, und der Gouverneur von Zentraljava, Wongsonegoro, erklärte sich bereit, sie im Gegenzug für das Versprechen der Alliierten, die Souveränität und Unabhängigkeit Indonesiens zu respektieren, mit Nahrungsmitteln und anderen lebensnotwendigen Gütern zu versorgen. Die Niederländisch-Indische Zivilverwaltung (NICA) war ebenfalls in Semarang und begrüßte die britische Präsenz.

Als jedoch alliierte und NICA-Truppen begannen, befreite niederländische Kriegsgefangene in Ambarawa und Magelang zu bewaffnen, waren viele Einheimische verärgert. Die Beziehungen wurden noch weiter belastet, als die Alliierten versuchten, Angehörige der indonesischen Armee zu entwaffnen. Indonesische Truppen begannen mit der Belagerung der in Magelang stationierten alliierten Truppen als Vergeltung für ihren Entwaffnungsversuch. Der indonesische Präsident Sukarno griff in die Situation ein, um die Spannungen zu beruhigen, und die Alliierten verliessen Magelang heimlich, um in ihre Festung in Ambarawa zu gelangen. Die Indonesier, denen sich später anderen indonesischen Truppen aus Ambarawa, Suruh und Surakarta anschlossen, verfolgten die Alliierten. Andere Truppen der Alliierten wurden später von der vereinten Streitmacht der indonesischen Armee aus dem nahegelegenen Dorf Jambu vertrieben.

Im Dorf Ngipik wurden alliierte Truppen erneut von der indonesischen Armee zum Rückzug gezwungen, nachdem sie versucht hatten, die Kontrolle über zwei Dörfer rund um Ambarawa zu erlangen. Indonesische Truppen unter dem Kommando von Oberstleutnant Isdiman versuchten, die beiden Dörfer zu befreien, doch Isdiman wurde im Kampf getötet, bevor Verstärkung eintraf. Der Kommandeur der 5. Banyumas-Division, Oberst Soedirman, schwor, Isdimans Tod zu rächen, und forderte Verstärkung zur Belagerung alliierter Stellungen in Zentraljava. Am Morgen des 23. November 1945 begannen indonesische Truppen, auf in Ambarawa stationierte alliierte Truppen zu schießen. Ein Gegenangriff der Alliierten zwang die indonesische Armee zwar zum Rückzug in das

Dorf Bedono. Am 11. Dezember 1945 hielt Soedirman jedoch ein Treffen mit verschiedenen Kommandeuren der indonesischen Armee ab. Am nächsten Tag um 4:30 Uhr startete die indonesische Armee einen Angriff auf die Alliierten in Ambarawa. Indonesische Artillerie beschoss alliierte Stellungen, die später von Infanterie überrannt wurden. Als der Highway zwischen Semarang und Ambarawa von indonesischen Truppen erobert wurde, befahl Soedirman seinen Streitkräften sofort, die Nachschubwege der verbliebenen alliierten Truppen durch ein Zangenmanöver abzuschneiden. Die Schlacht endete vier Tage später, am 15. Dezember 1945, als es Indonesien gelang, die Kontrolle über Ambarawa zurückzugewinnen und die Alliierten sich nach Semarang zurückzogen.

Zur Erinnerung an die Schlacht wurde in Ambarawa das Palagan-Ambarawa-Denkmal errichtet. Der Jahrestag der Schlacht wird landesweit auch als Tag der indonesischen Armee (Hari Juang Kartika TNI Angkatan Darat) gefeiert, ein Tag der Feier des ersten Sieges der jungen Armee in der indonesischen Nationalrevolution.¹⁷

Die Blütezeit des Bahnhofs von Ambarawa endete mit der Stilllegung der Bahnstrecke Ambarawa–Kedungjati–Semarang. 1976 wurde auch die Bahnstrecke Ambarawa–Secang–Magelang stillgelegt. Nach der Stilllegung des Bahnhofs Ambarawa beschlossen der Gouverneur von Zentraljava und der Leiter der Eisenbahn in Zentraljava, ein Eisenbahnmuseum auf dem Bahnhofsgelände zu errichten.

Letzter Programmpunkt an diesem Tag: Eling Bening, ein Aussichtspunkt auf einem Hügel hoch über der Stadt mit einem überaus noblen Restaurant, aber ohne Konsumzwang, so dass jede und jeder die Sehenswürdigkeit besu-

¹⁷ Anderson, Benedict R. O'G (1972). *Java in a time of revolution: occupation and resistance, 1944-1946*. Ithaca, N.Y.: Cornell University Press.
MacMillan, Richard (2006). *The British Occupation of Indonesia 1945-1946: Britain, The Netherlands and the Indonesian Revolution*. New York: Routledge.

chen kann, was viele Semaranger (und Semarangerinnen) auch nutzen. Es gibt da ein Freibad, ein über dem Abgrund baumelndes Schiff, das man betreten kann, um Fotos und Selfies zu machen, Blumengärten, Restaurants und einen Campingplatz. Eling Bening befindet sich auf der Spitze der Ngrawan-Hügel, Besucher:innen können die panoramische Schönheit der Berge und des Sees Rawa Pening überblicken. «Wenn Sie die atemberaubende Aussicht in Betracht ziehen, wäre es eine Schande, diese bloss allein zu geniessen. Also beschloss ich, sie mit der Gemeinschaft zu teilen», erklärt der Besitzer des Anwesens. «Der Weitblick ist erstaunlich: Im Hintergrund sieht man mehrere Berge, darunter Mount Gajah, den Elefantenberg, und Mount Merapi, der Feuerberg. Ausserdem können Sie hier einen traumhaften Sonnenauf- und -untergang geniessen.» Einen würdigen Abschluss findet der ereignisreiche Tag am Abend in einem Fischrestaurant am Meer, wo sie zusammen mit dem chinesischen Taxifahrer, einem höflichen, bescheidenen, kompetenten und angenehmen Menschen, mit dem sie sich angefreundet haben, ein delikates Fischmenu geniessen.

Am nächsten Tag treffen sie Can Joko, den aus Semarang und nicht den aus Genteng, wieder, der am Vortag aus der Schweiz nach Indonesien zurückgereist ist. Er wird sie anderntags mit seinem Auto von Semarang nach Yogyakarta fahren, mit einem Abstecher zur Prambanan-Tempelanlage bei Klaten. Über eine Art Allee in der Parkanlage nähert man sich dort dem Tempelbezirk. Der Blick richtet sich sofort auf die spitzkegigen acht Tempel. Zuerst erblickt man die drei Türme des Lara-Jonggrang-Tempels für Shiva,

Vishnu und Brahma. Der Haupttempel hat eine Höhe von 47 Meter. Die Tempelanlage stammt aus dem Jahr 850 nach christlicher Zeitrechnung; schon relativ bald wurde sie aber aufgegeben und der Natur überlassen. Der Sandplatz, auf dem der Tempelkomplex steht, bildet ein Viereck, das von einer Mauer abgegrenzt wird und durch vier Tore erreicht werden kann. Treppen führen auf die mittlere Ebene der einzelnen Tempel. Hier kann der Tempel umrundet werden. Im Innern der Tempel befindet sich ein heiliger Schrein.

Die Natur meinte es nicht unbedingt gut mit dieser Tempelanlage. Der nahe gelegene Vulkan Merapi, der regelmässig ausbricht, legte Asche- und Schlammschichten über die Tempel. Hinzu kam ein starkes Erdbeben 2006, das die Anlage schwer beschädigte. Daher sieht man noch immer viele Steine auf dem Gelände herumliegen, die darauf warten, sortiert und dann einem Tempel zugeordnet zu werden.

An dieser historischen Stätte gibt es jede Menge junger Menschen, die die Tempel mit ihren Schulklassen besuchen – die meisten Indonesier:innen sind sehr geschichtsbewusst. Die meisten sind auch patriotisch und stolz auf ihre noch junge Republik, was vor allem rund um den Nationalfeiertag am 17. August, der ausgiebig gefeiert wird, zum Ausdruck kommt. In kleinen Städten und Dörfern werden am Tag der Unabhängigkeitserklärung oft Wettbewerbe durchgeführt: Baumklettern (panjat pinang), Holzsandalenrennen (balap bakiak), Tauziehen (tarik tambang), Langsamfahren mit dem Fahrrad (sepeda

lambat), Krupuk-Wettessen (makan kerupuk), Sackhüpfen (balap karung), Kissenschlacht (perang bantal), Ballonplatzen (pemecahan balon), Münzen im Mehl suchen (pengambilan koin dalam terigu), Murmellaufen (lari kelereng).

Viele der Kinder und Jugendlichen in der Tempelanlage von Prambanan sprechen Max an und wollen Selfies mit ihm machen, ein Wunsch, dem er gerne entspricht. Auch wird er von Schülerinnen und Schülern zum Interview gebeten. Wieder einmal kommt er sich fast wie ein Filmstar vor. Sie wollen das Übliche von ihm wissen: Wie es ihm in Indonesien gefalle, warum er hierher gereist sei, wie er das Essen finde etc. Natürlich findet Max, der entzückt ist von der indonesischen Jugend, nur lobende Worte für alles. Manche der jungen Menschen rufen ihm «I love you» hinterher, was aber in keinster Weise anzüglich, sondern ganz unschuldig gemeint ist.

Etwa einen Kilometer von den Haupttempeln entfernt befindet sich die Sewu-Tempelanlage, die neben Borobudur zweitgrößte buddhistische Weihestätte in Indonesien. Diese Anlage wurde wahrscheinlich im 8. Jahrhundert von Rakai Panangkaran (746-784 n. Chr.) und Rakai Pikatan, den Königen des Königreichs Mataram, erbaut. Mataram stand unter dem Einfluss der Familie Syailendra, die Buddhisten waren. Gelehrte schätzen, dass der Sewu-Tempel das Zentrum religiöser Aktivitäten von Buddhisten war. Die Annahme basiert auf dem Inhalt einer Andesit-Steininschrift, die in einem der Nebentempel entdeckt wurde. Der Sewu-Tempel und der Prambanan-Tempel

weisen darauf hin, dass hinduistische und buddhistische Gemeinschaften während dieser Zeit ein harmonisches Zusammenleben geführt haben dürften.

Wie hinter fast allem in Indonesien, verbirgt sich auch hinter der Geschichte des Sewu-Tempels eine Legende, die Max bei Sofya im Indonesischunterricht kennenlernt. Dabei geht es, knapp zusammengefasst, um die Geschichte von Prinzessin Roro Jonggrang und Prinz Bandung Bondowoso.

Es waren einmal zwei wohlhabende Königreiche in Zentraljava mit den Namen «Pengging» und «Prambanan». Pengging wurde von Prabu Dhamarmoyo regiert, dessen Kronprinz Bandung Bondowoso für seine Tapferkeit, sein gutes Aussehen und seine übernatürliche Macht bekannt war, während Prambanan von Prabu Boko regiert wurde, der als überaus hässlicher, aber bärenstarker und skrupelloser Riesenkönig berühmt war. Es mag unglaublich klingen, doch die einzige Tochter des Riesenkönigs war offenbar eine sagenumwobene Schönheit, deren Name «Roro Jonggrang» übrigens «ein schlankes Mädchen» bedeutet, während ihr Vater unfassbar dick war. Sie musste wohl die Gene ihrer Mutter geerbt haben, denn ihre Schönheit konnte unmöglich vom Vater stammen. Prabu Boko hatte versucht, in Pengging einzumarschieren, scheiterte jedoch und wurde von Prinz Bandung Bondowoso getötet. Gupala, dem Premierminister von Prambanan, war die Flucht gelungen und er floh zurück, um der Prinzessin vom Tod des Königs zu berichten. Bevor die Prinzessin Zeit hatte, die Tatsache zu verdauen, dass ihr geliebter Vater gestorben war, trafen die Pengging-Truppen unter der Führung von Prinz Bandung in Prambanan ein, um das führerlose Königreich zu übernehmen.

Bandung verliebte sich sofort, nachdem er die legendäre Schönheit Roro Jonggrang kennen gelernt hatte, unsterblich in sie und wollte sie zu seiner Gemahlin machen. Doch die Prinzessin lehnte den Heiratsantrag des schönen Prinzen schnöde ab. Egal, wie gut sein Aussehen und sein Ruf auch sein mochten, Bandung war immer noch der Mörder ihres

königlichen Vaters, so dass sie einfach nicht mit ihm in einer Ehe zusammenleben wollte und konnte.

Doch Bandung bestand darauf, sie zu heiraten. Da sie nun im Grunde nur noch eine besitzlose Prinzessin eines gefallenen Königreichs war, konnte sie es sich nicht leisten, den mächtigen feindlichen Prinzen durch eine direkte Zurückweisung zu beleidigen. Deshalb äusserte sie gegenüber Bandung zwei Wünsche oder Forderungen als Bedingung für die Einwilligung in die Heirat, Wünsche, die eigentlich eine unmögliche Aufgabe für einen normalen Mann darstellten, egal wie stark und klug er war. Er sollte ihr als Beweis seiner Liebe sowohl einen wirklich tiefen Brunnen als auch tausend Tempel bauen. Um noch eins drauf zu geben, musste diese gigantischen Aufgaben jeweils innerhalb einer einzigen Nacht bewerkstelligt werden.

Roro Jonggrang war überrascht, dass Bandung ihren Bedingungen ohne jeden Protest zustimmte. Er erledigte die Aufgabe mit dem Brunnen sehr zügig, so dass die erste Aufgabe tatsächlich gut gelöst wurde. Die Prinzessin, immer noch auf Rache sinnend, bat ihn, noch einmal in den Brunnen zu steigen, um zu prüfen, ob alles in Ordnung sei. Sobald er im Brunnen war, gab die schöne Dame dem Premierminister den heimtückischen Befehl, den Brunnen zu schliessen und den Prinzen so lebendig zu begraben.

Der Prinz war jedoch so mächtig, dass er es ohne grosse Mühe schaffte, sich aus dem Brunnen zu befreien und damit dem Unglück zu entkommen. Trotz dieses wenig überzeugenden «Liebesbeweises» der schönen Prinzessin verzieh er ihr den Mordversuch an seiner edlen Person wegen der Schuld, die seinerseits auf seinen Schultern lastete, weil er die geliebte Frau zur Waise gemacht hatte.

Der liebestrunkende Prinz nahm einfach an, dass er und die Prinzessin nun quitt und even seien. Er ging davon aus, dass seine Schuld durch den Mordversuch an ihm beglichen sei, so dass er sich an die nächste Aufgabe machte.

Prinz Bandung meditierte und zitierte auf diese Weise alle von ihm bereits besiegten Dämonen und Monster herbei, damit sie ihm helfen sollten, die

tausend Tempel in einer Nacht zu errichten. Mit Hilfe dieser übernatürlichen Kreaturen war die Aufgabe fast erfüllt, als die Nacht noch bei weitem nicht bis zum Morgengrauen gediehen war. Die Prinzessin beobachtete diese Entwicklung aus der Distanz mit zunehmender Verzweiflung.

Doch Jonggrang besass nicht nur eine überwältigende Schönheit, sondern war auch sehr listig. Sie befahl ihren persönlichen Dienstmädchen und allen Frauen in der Hauptstadt, mit dem Stampfen von Reis und dem Verbrennen von Heu an der Ostseite der Stadt zu beginnen, um die Illusion eines bevorstehenden Sonnenaufgangs zu schaffen. Ihr raffinierter Geist «rettete» die Situation tatsächlich. Die Dämonen wurden getäuscht und dachten, dass die Sonne bald aufgehen werde, so dass sie sofort in ihr Dämonenreich zurückkehren mussten (Geister und Dämonen scheuen überall und immer das Tageslicht).

Doch dieser Erfolg war für Roro Jonggrang sehr Vorübergehender Natur, denn sie musste sich danach dem Zorn des Prinzen stellen. Der war nun wirklich sauer, vor allem nachdem er festgestellt hatte, dass nur eine einzige Statue fehlte, um den Auftrag erfüllt zu haben und seine Flamme in die Arme schliessen zu können. Und da auch ein Prinz letztlich nur ein Mensch ist, entwich seinem Mund aus seiner Wut heraus ein schrecklicher Fluch. Er verfluchte Roro Jonggrang, die letzte Statue zu sein und so mit ihrer eigenen Person den Wunsch nach den tausend Tempeln zu erfüllen. Der Prinz bereute seinen böartigen Fluch später natürlich, aber er konnte ihn nicht mehr zurücknehmen.¹⁸

In Yogja übernachteten unsere Freunde im Hotel D'Senopati Malioboro Grand Hotel, einem Hotel der gehobenen Mittelklasse mitten im Stadtzentrum nahe der Einkaufsstrasse Malioboro. Tagsüber geraten Andi und Joko in einen Art Kaufrausch, es wird geschopt, was das Zeug hält, und Max übt sich in Geduld; er ist so gar nicht der Shopping-Typ und

¹⁸ Quelle: <https://steemit.com/deutsch/@kobold-djawa/die-legende-der-prinzessin-roro-jonggrang-bzw-die-entstehung-der-prambanan-tempelanlagen>

findet es unnötig, all diese Kleider zu kaufen, billig und kaum ethischen Kriterien entsprechend hergestellt, die dann doch nur wenige Male getragen werden. Inzwischen gelingt es ihm jedoch ganz gut, seine Zunge im Zaun zu halten, sich aufkommender Verärgerung zu entledigen und sich in Gelassenheit zu üben.

Auf der elend langen Zugreise mit Kereta Api Indonesia von Yogja nach Jember erfährt Max auf einem grossen Schild, dass das Mitführen von Schlangen, Durian-Früchten, Waffen und Narkotika im Zug strengstens verboten sei. In Jember müssen Andi, Rahmat und Max zweimal übernachten, weil Sonntag ist und Max am Montag seine letzte Visumsverlängerung im Kantor Imigrasi von Jember in die Wege leiten muss. Mitten in der Nacht entdeckt er von seinem Hotelzimmer aus emsiges Treiben auf der Strasse vor dem Hotel: Auf ausgelegten Tüchern werden Waren angeboten und gekauft. Anderntags muss Max schon wieder nach Jember fahren, um sich die Fingerabdrücke nehmen zu lassen, die ihm am gleichen Ort schon zweimal abgenommen worden sind (werden die nicht gespeichert? Bürokratische Anweisungen überdenkt man auch in Indonesien besser nicht).

31.12.2022

Die Vorbereitungen für das Silvesterfest sind in vollem Gang. Es gibt Spiesschen vom Grill, Gule, Reis, Süssigkeiten, Wodka. Weihnachten ist völlig spurlos an Max

vorbeigegangen. Er hat nichts vermisst, keine Spur von sentimentalem Heimweh, er hat ja auch eher traumatische Erinnerungen an die Weihnachtsfeste seiner Kindheit und Jugend. Schon beim Aufrichten des Weihnachtsbaums, der in einem Glassockel platziert werden musste, zeigte sein Vater (der handwerklich völlig unbegabt war, das hat Max von ihm geerbt) schlechte Laune, die sich dann bis zur eigentlichen Weihnachtsfeier zum Furor steigerte. Oft waren auch noch die Schwiegereltern eingeladen, mit denen es sein Vater (insbesondere mit der Schwiegermutter) so gar nicht konnte, was natürlich auch nicht zu einer guten Stimmung beitrug. Und dann sollte Vater auch noch die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vortragen, was er hasste. Das Absingen der Weihnachtslieder peinlich und verklemmt, Weihnachtsmisstimmung perfekt, Streitigkeiten lagen in der Luft, wurden aber mühsam unterdrückt, da halfen auch die Geschenke unterm Baum nicht weiter. Auch heute noch ist Max jedes Mal froh, wenn die Weihnachtstage vorbei sind. Und Silvester kann ihm auch gleich gestohlen werden. Hier wird es vielleicht anders, zumal man draussen in der Wärme feiern kann.

Es geht später wirklich wild zu und her an der Silvesterparty, an der etwa 30 Leute teilnehmen. Kein Fest in Indonesien ohne Karaoke: Es wird fleissig gesungen (mal besser, mal schlechter, und mit der Zeit eher schlechter, weil schliesslich alle ziemlich besoffen sind – Alkohol ist ja in Jawa eigentlich verpönt, da haram, aber Ideal und Wirklichkeit klaffen auch hier wie überall zeitweise auseinander). Zum Schluss kommt es gar noch zu einer Schlägerei (da liegt Max aber bereits berauscht schnarch-

end im Bett, während gewisse Gäste im Freien übernachten
– einfach da, wo deren Rausch sie hingeworfen hat.

20

Lebensreigen, Totentanz

20. Januar 2023; Jetzt wieder zurück und bereits im Einsatz als Leiter einer Arbeitswoche an der privaten Handelsschule, allein, ohne Kollege Joe, weil dieser nach einer unerfeulichen Konfontation mit einer Schulklesse fristlos entlassen wurde. Ziemlich müde und mit schmerzenden Gliedern nach der langen Rückreise (24 Stunden insgesamt), dazu kommen der Kälteschock (von plus 32 zu minus 7 Grad Celsius) und der Jetlag.

Der Einstieg in die Rückkehr ist alles andere als entspannt. Zwar holt K. Andi und Max am Flughafen mit dem Auto ab, aber als sie die Wohnung betreten, erleben sie eine Schrecksekunde: Sämtliche Pflanzen in der Wohnung sind verdorrt und liefern ein jämmerliches Bild. Wenig später

klingelt ein freundlicher Herr an der Wohnungstür und überreicht Max einen Zahlungsbefehl für eine Rechnung, die er zu bezahlen vergessen hat. Sie müssen ihre Kleider im Keller aus einem wilden Durcheinander, einem wahren Tohuwabohu, zusammen-suchen und erst waschen, bevor sie sie anziehen können. Max muss sofort die dringlichsten Rechnungen bezahlen. Lebensmittel einkaufen müssen sie auch noch. Nix da mit sich erst mal etwas ausruhen.

Max schreibt die folgende E-Mail an seine Kontaktperson bei der Firma, die die Wohnung betreut und an Feriengäste vermietet hat:

«Nach einem insgesamt etwa 24-stündigen Trip praktisch ohne Schlaf sind wir heute wohlbehalten in der Schweiz eingetroffen.

Wir waren ziemlich geschockt darüber, welches Bild die Wohnung bei unserem Erscheinen geboten hat:

Der Briefkasten war so überfüllt, dass absolut kein Platz mehr für weitere Post vorhanden war, sodass die Briefe, wie ich von diversen Stellen – u.a. von meiner Bank und der Firma, die die Toilette entstopft hat –, von der Post an die Absender zurückgeschickt wurde mit der Bemerkung: Adressat unbekannt verzogen; sämtliche Pflanzen in der Wohnung und auf dem Balkon, die wir z.T. extra angeschafft hatten, um die Wohnung für Ihre Kunden einladender zu machen (normalerweise mögen Menschen Pflanzen) hat man lieblos verdursten lassen, so dass sie alle kaputt sind und wir sie jetzt entsorgen können. Jeder vernünftige Mensch hätte die Pflanzen auf dem Balkon mit dem Beginn der kalten Witterung in die Wohnung gebracht; aber auch die Pflanzen im Innern, die ziemlich teuer waren, liess man einfach vertrocknen; zum Teil fehlen Gegenstände, z.B. eine der historischen grünen Lampen im einen Schlafzimmer; möglich, dass sie sich unter dem Chaos im Keller verbergen, wir hatten noch nicht die Energie, das alles zu sichten; die angeblich verstopfte Toilette, die sich im abgeschlossenen WC befindet, ist gar nicht verstopft, sondern funktioniert tadellos, also war die rund 600-fränkige Reparatur vielleicht ebenfalls ganz unnötig. Schade. Aber seis drum.»

Was nimmt Max mit von diesen sechs Monaten in Südostasien? Vielleicht ist es ja noch zu früh, um zu bilanzieren. Trotzdem: Die Erkenntnis, dass er, wenn die eine Sorge oder das eine Bedenken beseitigt ist, sofort mit einer anderen Sorge, einem neuen Bedenken in seinem Kopf konfrontiert wird (also kann er das mit den Sorgen und Bedenken eigentlich gleich ganz sein lassen); dass man mit Hunden (auch ganz fremden) eine persönliche, freundschaftliche Beziehung aufbauen kann; dass sich mit einem Baby (konkret: mit Olin, der Tochter von Sofya, die Max in der zweiten Hälfte ihres ersten Lebensjahres begleiten darf), eine positive Bindung aufbauen lässt (das Baby erkennt ihn immer, auch aus Distanz, und bekundet ihm durch sein Lächeln Sympathie und sogar Liebe, ausserdem kriecht es wann immer möglich in sein Zimmer, weil es mit Max spielen will, und beginnt zu weinen, wenn Max nicht da ist – Max ist sehr dankbar für die Sympathiebekundung eines so kleinen, unschuldigen Wesens); die Erkenntnis, dass vieles ganz anders ist, als er es (zunächst) wahrnahm (zum Beispiel die Rolle von Arif und die Beziehung von Arif und Rahmat). Dass man nach einer Weile das vermeintlich Exotische einer neuen Umgebung ganz anders wahrnimmt, weil es zur «neuen Normalität» geworden ist. Dass er noch einmal die Magie erleben darf, wenn eine Sprache (in diesem Fall Bahasa Indonesia) im Hirn plötzlich zum Leben erwacht, gewissermassen konkret wird, weil sich das Erkennen und Erfassen bei einem ausreichend grossen Wortschatz automatisiert hat, und die Befriedigung, die das erzeugt. Die Beobachtung, dass das auch für die Ernährung und die Wahrnehmung des Klimas gilt, weil auch dies zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Die Erkenntnis der

Tatsache, dass eine Krankheit ein bestimmter Zustand des Körpers ist, der viel mit der psychischen Verfassung zu tun hat.

Er bekommt obendrauf die Bestätigung der Wahrnehmung, dass sich vieles mit dem rationalen Verstand nicht erklären lässt, dass die Welt also enorm viel grösser ist als unsere Rationalität und unserer Fähigkeit, aus Sprache Narrative zu kreieren. Überhaupt scheint ja das Hirn die Wirklichkeit nur erfassen zu können, indem es sie in Geschichten verpackt, was aber eine enorme Vereinfachung der Komplexität der Wirklichkeit mit sich bringt, die alles in ein Schema von Ursache und Wirkung presst, weshalb es immer wieder zu «schwarzen Schwänen» kommt, Ereignissen, die niemand voraussieht und mit denen niemand gerechnet hat, weil sie für «unmöglich» gehalten werden (Nassim Nicholas Taleb). Das Buch von Taleb, das Max auf Englisch liest, ist das einzige Buch, das er in den sechs Monaten zu lesen angefangen hat (gekauft hat er es in einer Buchhandlung in Ho-Chi-Ming-City, verloren oder verlegt hat er es irgendwo – unterwegs) – auch eine neue Erfahrung für einen Bücherwurm wie ihn. Dafür hat er unzählige Youtube-Videos konsumiert, zur Hauptsache Katastrophenfilme (weiss der Teufel, warum Katastrophen wie Flugzeugabstürze, Erdbeben, Tsunamis, Wirbelstürme, Überschwemmungen etc. ihn so faszinieren oder eine Geschichte wie jene von der Juniorenfussballmannschaft, die 17 Tage lang in einer Höhle in Nordthailand bei Mae Sai, einem Ort, an dem er sich auch einmal aufgehalten hat, vor langer Zeit, eingeschlossen sind und dann auf wundersame Weise gerettet werden).

Wahrscheinlich faszinieren ihn solche Geschichten deshalb, weil ihn herausfordernde Situationen fesseln – insbesondere solche, die er nicht selbst meistern oder durchleben muss. Vielleicht auch deshalb, weil extreme Situationen ihm bewusst machen, dass jeder Mensch stets am Rand des Abgrunds entlangtorkelt, weil das Eis unter den Füßen jedes Menschen dünn und brüchig ist, man dies aber im Alltag oft vergisst, ja vergessen muss, um ihn, den Alltag, dieses Biest, zu bewältigen. Jene, die das Bewusstsein des am Rande-der-Existenz-Torkelns nicht verdrängen können, landen in der Depression oder in der Psychiatrie. Sowohl Andi wie auch Max haben diese Erfahrung gemacht. Depressionen sind fürchterlich, weil sie nicht beschreib- und verstehbar sind, weil sie nacktes, ungeschütztes Erleben (oder eher Nichterleben?) bedeuten. Beide haben sie die Nähe des Todes erlebt (geschmeckt) und erahnen es, wenn der Gevatter Tod in der Nähe von anderen, auch wildfremden Menschen steht. Oder sich vielmehr bereits in den Gesichtszügen der Todgeweihten eingenistet hat.

Andi hat den Tod von anderen unmittelbar und direkt auf der Strasse erlebt, während Verkehrsunfällen, die in Indonesien erschreckend häufig sind. Er hat die abgerissenen Gliedmassen und blutigen Fleischfetzen der Terroropfer des Bombenattentats auf die Disko in Kuta 2002 durch den islamistischen Jemaah Islamiyah hautnah miterlebt. Und natürlich den Tod unzähliger Verwandter und Bekannter an relativ banalen Erkrankungen, die dem miserablen Gesundheitswesen Indonesiens geschuldet sind. Überhaupt ist der Tod in Indonesien sehr viel präsenter und sichtbarer als in der cleanen Schweiz, wo tote Körper in schamhafter

Verborgenheit erst versteckt gehalten und dann diskret entsorgt werden.

Max hat seine ersten Toten in einem Leichenschauhaus in Solothurn gesehen; im Sinne einer Mutprobe haben ein Gymnasiastkollege und er sich die ihnen völlig unbekannten Leichen angeschaut oder «zu Gemüte geführt». Zum ersten Mal erlebt Max den Sterbeprozess bei einem Patienten in der geriatrischen Abteilung des Zieglerspitals in Bern mit, wo Max ein halbjähriges Praktikum als Hilfspfleger absolviert. Der Mann, ein einfacher Bauer oder Käser aus dem Emmental, ein dicker alter Mann mit riesigen Händen und Herzproblemen, hat soeben sein Mittagessen verspeist, als sein Gesicht plötzlich erst dunkelrot, dann blau anläuft, er nach Luft zu ringen beginnt und Panik in seinen Augen sich verstärkt und verstärkt, bis ihn Bewusstlosigkeit erlöst, während um ihn herum wie aus dem Nichts heraus eine unglaubliche Hektik erwächst, der Alarm schrillt, Krankenschwestern eilen herbei, dann ein junger Arzt, dessen Faust mit grosser Gewalt mehrmals wie ein Hammer auf den Brustkorb des alten Mannes niedersaut. Aber das hilft nichts, wenig später werden die Wiederbelebungsversuche aufgegeben (das Ganze spielt sich 1979 ab, heute würde es wahrscheinlich anders ablaufen, mit Defibrillatoren und Adenalinispritzen und so, Max kennt das nur aus Filmen). Der alte Mann hatte ein besonderes Vertrauensverhältnis zu Max aufgebaut, er fühle sich beruhigt, wenn Max bei ihm sei, flüstert er heiser, es lindere seine Angst; ob er Max' Hand halten dürfe? Natürlich verweigert Max ihm das nicht, er spürt, dass dem alten Mann auch die Zärtlichkeit etwas bedeutet,

die in dieser Geste liegt. Der alte Bauer oder Käser ist bestimmt nicht schwul, täglich besucht ihn seine Frau, aber vielleicht dringt so kurz vor dem Tod doch etwas in ihm durch, was er bisher sorgsam versteckt hat. Max, der damals noch jung ist und eine gewisse Anziehungskraft auf so manchen Mann ausübt, wird vom alten Bauer oder Käser sogar als Engel gesehen, als eine Art Charon in seiner lieblichen Gestalt. Als Max mit dem Toten allein im Zimmer auf den Abtransport der Leiche wartet, weint er jedenfalls bittere Tränen, als ob ein lieber Verwandter oder Freund von ihm gegangen wäre.

Den zweiten Tod, den er miterlebt, ist 1991 der Tod seines dreiundneunzigjährigen Grossvaters väterlicherseits, ebenfalls in einem Spital. Zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern und seiner Tante und deren Mann erlebt er die ruhige Agonie des alten Mannes, während bei dem die Schnappatmung eingesetzt hat und der Geist des tief Bewusstlosen in eine andere Welt oder vielleicht auch ins Nichts hinübergleitet. Diesen Sterbeprozess erlebt Max als spirituelles Erlebnis, das vergleichbar ist mit dem Zustand während einer tiefen Meditation oder dem Rausch mit halluzinogenen Drogen: Eine andere Wirklichkeit taucht auf, für einen kurzen Moment.

Den dritten Tod, den Max erlebt, ist anfangs Januar 2000 der Tod von Com, einem thailändischen Freund. Im Unterschied zum Käser und seinem Grossvater ist dieser sterbende Mensch noch sehr jung. Max hat ihn vor einem Jahr auf einer Thailandreise kennengelernt, er ist mit Som, einem Ex, in Chiang Mai unterwegs und lernt Com in einem

Boys Club kennen. Für ein paar Tage sind sie zu dritt unterwegs. Max verliebt sich ein wenig in Com und hält den Kontakt mit ihm per Mail, als er in der Schweiz zurück ist, aufrecht. Er beschliesst, den Jungen kurz nach der Jahrtausendwende in Chiang Mai zu besuchen und mit ihm durch Nordthailand zu reisen. Com ist Feuer und Flamme für diesen Plan, aber kurz vor seiner Abreise schreibt ihm eine Cousine von Com, Com sei leider erkrankt und könne ihn nicht selbst vom Flughafen abholen, aber sie erwarte Max mit ihrem Motorroller, sie erkenne Max dann schon, sie habe ja Fotos von ihm gesehen.

Max wird also von Pong, wie die Cousine heisst, mit dem Motorrad vom Flughafen abgeholt. Sie bringt Max in Coms Zimmer in einem Apartmenthaus an der Peripherie der Stadt – und Max erschrickt. Com sieht noch immer sehr schön aus, aber er ist auch sehr mager, sehr zerbrechlich, sehr schwach. Er könne schon seit Tagen nichts mehr essen, habe Schmerzen in der Lunge, Brechreiz. Da er ausserdem ganz gelb ist, tippt Felix auf eine Gelbsucht. Doch, er sei schon beim Arzt gewesen, aber dieser habe ihm bloss ein paar Tabletten in die Hand gedrückt und ihm gesagt, er solle in zehn Tagen wieder zur Untersuchung kommen. Com freut sich, Max zu sehen, aber er ist natürlich auch traurig, dass er ihn jetzt nicht auf seiner Reise begleiten kann. Er wollte ja Max nach seiner Ausbildung zum Informatiker in zwei Jahren in der Schweiz besuchen, aber das sei wohl jetzt auch nicht möglich. Wahrscheinlich ahnt er da schon, dass er sterben muss. Max jedoch denkt noch nicht im Entferntesten an diese Möglichkeit. Max hat Com aus der Schweiz eine Uhr

mitgebracht, über die Com sich trotz Schmerzen und Schwäche freut wie ein Kind. Com hat Max seinerseits Geschenke gekauft, ein traditionelles Musikinstrument aus Tropenholz und Schlangenleder; Honig und Tee aus den Bergen.

Am nächsten Tag fährt Pong Max mit dem Motorrad in der Stadt und der Umgebung der Stadt herum. Am Abend geht es Com eher schlechter und inzwischen sind seine Eltern eingetroffen, um ihn zu pflegen, Bauern aus Maeai, mit denen Max sich nur über Pong unterhalten kann, weil sie kein Englisch sprechen. Max drängt darauf, Com ins Spital zu bringen, weil er dessen Austrocknung und Entkräftung befürchtet und weil Com wirklich absolut keine Nahrung bei sich behalten kann, aber die ganze Familie wehrt sich dagegen, obwohl Max natürlich anbietet, sämtliche Kosten zu übernehmen. Irgendwie erfassen sie alle noch nicht so recht den Ernst der Lage. Com sagt, er könne fast kein Englisch mehr sprechen; er hat offensichtlich Fieber, friert und schwitzt; immer gegen Abend trübt sich sein Bewusstsein und er sieht Leute und spricht mit Wesen, die gar nicht im Raum anwesend sind, jedenfalls sind sie weder für Max noch für Coms Verwandte wahrnehmbar. Com bittet Max, nicht wegzufahren, sondern bei ihm zu bleiben; natürlich könne Max sich mit Jungs vergnügen, aber er solle ihn immer wieder besuchen kommen, Max sei sein einziger Freund (tatsächlich besucht ihn, ausser der Familie, keiner seiner Freunde oder Kollegen jemals, was Com sehr beschäftigt).

Pong unternimmt mit Max einen Ausflug auf den Doi Inthanon, den mit etwa 2600 Metern höchsten Berg in Thailand. Das ist eigentlich ein wunderschöner Ausflug mit einer atemberaubenden Weitsicht über das nordthailändische Bergland und mit einer fast märchenhaft anmutenden Flora auf dieser Vegetationsstufe mit uralten Bäumen, und Felix versteht sich wirklich gut mit Pong, einer kleinen, zierlichen, noch jungen, aber erstaunlich reifen und sehr starken Person, die gut Englisch spricht. Trotzdem fühlt Max sich den ganzen Tag bedrückt, und als sie nach Chiang Mai und zu Com zurückkehren, müssen sie feststellen, dass es diesem um kein Haar besser geht. Nun setzt Max sich durch: Com müsse jetzt unverzüglich ins Spital gebracht werden. Com kann sich kaum mehr auf den Beinen halten, so geschwächt ist er. Sie müssen ihn fast tragen. Im Lift ein kurzer Stromunterbruch, es ist wie in einem Alptraum. Offenbar kann man in Chiang Mai nicht einfach eine Ambulanz rufen, also müssen sie Com in einem Cab ins Spital bringen, das Gott sei Dank nicht weit entfernt gelegen ist. Dann das endlos lange Aufnahme-prozedere (erst wollen sie Com da gar nicht aufnehmen; Felix muss in der spitaleigenen Apotheke die Medikamente bezahlen, bevor Com auf der Notfallstation ein Bett zugewiesen bekommt. Allerdings sind die Medikamente für westliche Verhältnisse sehr günstig, und auch das Spitalbett kostet, in Relation zu einem Schweizer Salär gesetzt, nicht viel.) Die Stimmung in diesem Spital ist sehr ruhig, völlig ohne Hektik, und die Kranken, Sterbenden, ihre Angehörigen, das Personal legen alle ein Verhalten an den Tag, das von einer grossen Würde geprägt ist. Auch Com beklagt sich oder jammert, obwohl er ganz offensichtlich fürchter-

lich leidet und ein Einsatz von Schmerzmitteln wegen seiner Leber offenbar nur sehr bedingt möglich ist, kein einziges Mal. Natürlich gibt es Emotionen, Trauer, aber auf eine sehr stille Art.

Am Abend ist Max etwas beruhigt. Nun ist Com unter ärztlicher Kontrolle, denkt er, jetzt wird alles gut. Wahrscheinlich wird es aber eine Weile dauern, bis Com wieder auf dem Damm ist. Max stellt sich liebend gern darauf ein, die ganzen drei Wochen seiner Ferien in Chiang Mai zu bleiben und Com im Spital zu besuchen, worum Com Max ja auch eindringlich gebeten hat. Es klingt vielleicht seltsam – seltsam angesichts der Tatsache, dass Felix Com ja kaum kennt und vieles darauf hindeutet, dass Com gar nicht schwul ist –, aber er liebt Com von ganzem Herzen. Com ist ein ungewöhnlich gutherziger Junge, und selbst in diesem beklagenswerten Zustand noch sehr anziehend. Besuchszeit ist immer von 12 bis 13.30 Uhr und von 15 bis 19 Uhr.

Anderntags hat Com einen Schlauch in der Nase, der eine übel aussehende braune Substanz aus seinem Körper befördert. Sein Urin ist dunkelbraun. Er bekommt eine Menge Infusionen, aber es geht ihm nicht besser. Er hat Schwierigkeiten mit der Atmung, wahrscheinlich hat er Wasser in den Lungen, er bekommt Sauerstoff. Am Morgen des 7. Januars sagt Pong zu Max, die Ärztin habe ihr mitgeteilt, dass man mit allem rechnen müsse. Coms Überlebenschancen würden im besten Fall 50 Prozent betragen. Wahrscheinlich werde sich in der nächsten Nacht alles entscheiden. Eine Menge Verwandte der Familie treffen ein: die Grosseltern, Onkel, Tanten, Cousinen, Cousins und

deren Partnerinnen und Partner. Niemand wundert sich über die Anwesenheit von Max, er wird ganz selbstverständlich in den Kreis der Familie aufgenommen. Der Raum, in dem Com zusammen mit anderen Patienten liegt, ist mit einer Atmosphäre von unglaublicher Intensität aufgeladen; gleichzeitig ist es machmal so ruhig, dass man das Fallen einer Stecknadel hören könnte. Com geht es so schlecht, dass er jetzt Spritzen bekommt; offensichtlich glauben die Ärzte nicht mehr an eine Heilung, auch wenn er immer wieder zum Röntgen gebracht wird, wohin Max, der den Job des Hilfskrankenpfleges zugewiesen bekommen hat, ihn begleitet. Com verliert hie und da das Bewusstsein, hat aber zwischendurch auch klare Momente. Einmal versucht er sogar einen Scherz und lacht. In einem anderen Moment schaut er Max an und sagt nur ein Wort, erklärend: «Dead». Er sagt dieses Wort und nickt. Es ist eine Feststellung; keine Anklage. Com ist erst 23, aber er verlässt diese Welt offenbar ohne Bitterkeit. Max weiss nicht, ob Com Angst vor dem Sterben hat. Aber wenn dem so ist, geht er durch diese Angst hindurch wie ein Held. Wenige Stunden, bevor er stirbt, will er seinen goldenen Ring anziehen und die neue Uhr, die Max ihm geschenkt hat. Er kann nun, wie Pong Max übersetzt, nicht mehr sehen – der Grad der Vergiftung seines Körpers schreitet unaufhaltsam voran. Als es sieben Uhr am Abend ist, müssen die Besucherinnen und Besucher (ausser den Eltern, die bleiben dürfen), gehen. Com befindet sich bereits im Zustand der Agonie, die Schnappatmung hat eingesetzt, Angst und Schmerz hat er jetzt wohl bereits hinter sich gelassen.

Wenig später, Pong will Max mit dem Motorrad zum Hotel bringen, erreicht sie über das Handy von Pong die Todesnachricht. Max kann es nicht glauben, ist zunächst wie betäubt. Sie fahren ins Spital zurück; ganz mechanisch lässt Max alles Weitere über sich ergehen. Als Max Com noch einmal sieht, oder eben nicht, steckt der bereits in einem schwarzen Leichensack, denn er soll so schnell wie möglich nach Maeai überführt werden, wo die Bestattungsrituale und die Verbrennung stattfinden sollen, auf heimatlichem Boden. Wieder endlose Warterei. Der Spitalaufenthalt muss bezahlt, ein Sarg ausgesucht werden.

Natürlich erwarten die versammelten Familienmitglieder, dass Max nun auch nach Maeai mitfährt. Aber das, fühlt Max, der sich wie in einem Alptraum vorkommt, geht über seine Kräfte. Max hat das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Instinktiv spürt er, dass er Distanz braucht und die Möglichkeit, das Erlebte, das ihn mit unerwarteter Wucht getroffen hat, zunächst einmal zu verdrängen, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Er darf es nicht zulassen, dass ihn dieses fremde Land, das er nun nicht mehr als Paradies, sondern als existentielle Bedrohung empfindet, in sich einzusaugen droht. Max versucht, Pong zu erklären, warum er nicht mitkommen kann, obwohl er weiss, dass er Coms Familie damit verletzt und sie seine Beweggründe wohl kaum nachvollziehen kann. Da Pong gesehen hat, wie sehr Coms Sterben Max mitgenommen hat, akzeptiert sie den Entscheid von Max, freilich ohne ihn zu verstehen (natürlich hat das Sterben ihres «Bruders» auch sie mitgenommen, aber sie ist, wie gesagt, eine psychisch und charakterlich sehr starke Per-

sönlichkeit, die nicht – wie Max – dazu neigt, die Fassung zu verlieren). Natürlich gibt Max den Eltern Geld, um die Überführung der sterblichen Überreste ihres geliebten Sohnes zu bezahlen, und er verspricht, ihnen später Geld für die Begräbnisrituale zu überweisen. Denn sie, die Eltern, haben nicht nur ihren Sohn verloren, sondern auch ihren Beschützer, ihren Ernährer, ihre Altersvorsorge. Com war ein vorbildlicher Sohn. Er hat den Eltern zum Beispiel, wie Max erfahren hat, ein Dutzend Schweine gekauft. Max weiss auch, dass es zumindest zeitweise Probleme zwischen Com und seinem Vater gab, weil dieser opiumsüchtig war oder immer noch ist.

Woran oder weshalb Com genau gestorben ist, erfährt Max nicht. Sicher, die Leber; Com hatte, wie er selbst sagte, schon früher Probleme mit der Leber, und es seien auch schon Verwandte von ihm wegen Problemen mit der Leber gestorben. Vielleicht ein angeborener Leberschaden? Keinesfalls lag es an seinem Lebenswandel. Com rauchte und trank nicht (mehr). Früher, da habe es eine Phase gegeben, wo er viel Whisky getrunken habe; aber er war ja noch nicht einmal 23 (da müsste Max schon längst tausend Leberschäden gehabt haben). Com hat u.a. auch deshalb seinen Job in der Gogobar gehasst, der für ihn sowieso nur ein Notnagel war, wegen des Rauchs und des Whiskys. Immer wieder hat er Max in seinen Mails geschrieben, er mache sich Sorgen um seine Gesundheit, don't drink the whisky and smoke the cigarette!

In der Nacht von Coms Tod trinkt Max den Whisky pur und raucht auch sehr viele Zigaretten. Er sitzt fassungslos im

Hotelzimmer und betrinkt sich, weil er aus dieser Erstarrung herauskommen will. Und dann kann Max endlich heulen. Manchmal gibt es nichts Wichtigeres auf der Welt, als weinen zu können. Es kann das Leben retten. Alles andere ist Max egal. Das Meer der Trauer, das seine Gestade auch in der Seele von Max hat, schwappt einmal mehr über alle Ufer und ist eine Kraft, der nichts entgegenzusetzen ist, ein alles überflutender Tsunami. Die Trauer ist absolut grenzenlos und auch grundlos. «Ich bin traurig, weil...» spielt keine Rolle mehr. Die Trauer ist wie die Liebe sehr viel grösser und umfassender als unser lächerlich rotierender Verstand. Sie ist ein Element wie die Luft und das Wasser, sie ist ein Teil des Lebens. Und obwohl sie in ihrer Unerschöpflichkeit kaum zu ertragen ist, tut es trotzdem gut, sie zu fühlen, ihr einen Ausdruck zu geben, und rettet schliesslich auch den kleinen, lächerlichen, im Käfig der Rationalität rotierenden Verstand. Max trinkt billigen thailändischen Whisky und weint sich dann in den Schlaf, der sich wie eine weiche wärmende Decke auf seine wunde Seele legte.

Am anderen Tag bringen Pong und Coms Mutter dem verkaterten und kaum zurechnungsfähigen Max einige Dinge von Com und verabschieden sich von ihm. «She lost her only son and I lose my only brother», sagt Pong. Dann sitzt Max wieder allein in seinem Hotelzimmer und überlegt, wie es jetzt weitergehen soll. Eigentlich würde er am liebsten den nächsten Flug nehmen und nach Hause fahren. Er liebt dieses Land, Thailand, zwar mehr denn je, er begegnet ihm nun mit ehrlichem Respekt, aber er fürchtet sich jetzt auch vor dessen exzessiver Fülle und

erschreckenden Fremdheit. Da ist Fremdheit und gleichzeitig Vertrautheit, aber es ist keine Vertrautheit, die ihm Sicherheit gibt, sondern es ist die Vertrautheit mit der menschlichen Zerbrechlichkeit, Vergänglichkeit und mit dem Abgrund, der sich unter jeder Normalität auftut – das ist es doch, was die Menschen jeglicher Schattierung verbindet. Max wird alles zuviel: die Sonne, die Farben, das Licht, die Gerüche... Er sehnt sich nach Geborgenheit, nach Sicherheit. Er fühlt sich menschenscheu, aber auch einsam, seine Seele ist wie eine entzündete Wunde. Gleichzeitig fürchtet er die Strapazen der Rückreise, und er überlegt sich, dass er, wenn er jetzt zurückfahren würde, wohl nie mehr den Mut aufbringen könnte, jemals wieder nach Thailand oder überhaupt irgendwohin zu reisen.

Hat Max selbst auch schon lebensbedrohliche Situationen erlebt? Es wäre doch seltsam, wenn dem nicht so wäre, mit beinahe 68. Als 16-, 17-jähriger Gymnasiast ist Max komisch drauf, wie für so manche und manchen ist für ihn die Pubertät keine sehr glückliche Zeit, er leidet an seiner Unfertigkeit, an seiner Erfahrungslosigkeit, an mangelnder Autonomie und mangelndem Selbstvertrauen. Natürlich leidet er auch an seiner anfangs uneingestanden und unausgelebten Homosexualität. Irgendwie tragisch, dass er zu einer Zeit, in der seine Sexualität wohl am stärksten ist, am wenigsten mit ihr anfangen kann, sie läuft gewissermaßen hochtourig im Leerlauf vor sich hin. Er ist in dieser Periode seines Lebens ein eher verschrobener Typ, hin- und herschwankend zwischen intellektuellem Hochmut, Minderwertigkeitskomplex und sozialer Angst, seine Stellung in der Klassenhierarchie ist unklar und unsicher, er ist ein

Stubenhocker und Büchernarr, ausserdem ist er unglücklich in einen heterosexuellen Klassenkameraden verliebt. Und natürlich möchte er älter sein, als sein pickliges Babyface es hergibt. Deshalb kauft er sich eine Tabakpfeife und beginnt Tabak zu paffen, wovon ihm oft schwindlig wird, so dass er einmal die steile Treppe herunterfällt, die zu seiner Mansarde unter dem Dach führt, dabei plumst er zuerst auf einen Fenstersims zwischen zwei Stockwerken und landet dann unsanft auf dem Platz vor dem Treppenaufgang. Ein Wunder, dass er sich dabei nur leicht verletzt.

Doch ist dies der Beginn einer Leidenszeit, in der er ständig das Gefühl hat, nicht genug Atem zu bekommen, in der er permanent an Lufthunger leidet. Der Hausarzt untersucht ihn auf ein Asthmaleiden, ohne fündig zu werden und ohne das Leiden von Max im geringsten lindern zu können. Max hat später den starken Verdacht, dass das Leiden psychosomatischer Natur ist. Auslöser sind bei solchen Symptomen fast immer dauerhafter Stress und Angst. Bei gesunden Menschen läuft die Atmung weitgehend unbewusst ab. Bei Lungenhochdruck-Patient:innen ist das anders: Plötzlich dreht sich vieles, wenn nicht alles, darum, wie viel Luft zur Verfügung steht und wie gut das Atmen gerade klappt. Ein Teufelskreis: Bei Luftknappheit oder einem Atemnot-Anfall reagieren wir ganz automatisch mit Angst und Stress. Dies ist eine natürliche Warnreaktion: Es ist lebensnotwendig, so schnell wie möglich etwas gegen die Luftknappheit zu unternehmen. Das Problem dabei ist: Angst und Stress machen es Max noch schwerer, ruhig und tief zu atmen. Die Atemnot verstärkt sich womöglich noch

weiter – und damit werden auch die Ängste mehr. Ein Hamsterrad, in dem die Ver-zweiflung mitläuft.

Es ist der 15. Januar 1980. Max ist in Goa gestrandet, obwohl es ihm da inzwischen nicht mehr sehr gefällt. Thomas, der langhaarige Taxifahrer aus Hamburg, mit dem er einige Zeit fast wie mit einem Ehepartner, nur ohne Sex, zusammengelebt hat, ist abgereist, er musste zurück nach Deutschland, dafür sind die Hofheimer, seine früheren Reisefreunde, wieder aufgetaucht, aber die wohnen in einer anderen Hütte an einem anderen Strand.

Max bleibt auch deshalb in Goa hängen, weil er sehr krank ist. Er hat hohes Fieber und vor allem ist sein Verdauungssystem buchstäblich total im Arsch: Tagelang scheisst er nur noch Blut und Eiter, und von Nahrungsaufnahme kann nun gar nicht mehr die Rede sein.

Jetzt geht es Max wieder etwas besser, nach einem ziemlich frustrierenden, um nicht zu sagen: zutiefst beängstigenden Spitalbesuch in Mapusa, in dessen Verlauf ihm sehr klar geworden ist, dass ihm hier niemand weiterhelfen kann, hat er sich, nachdem er für eine Weile am Rand einer Strasse im Staub lag und Rotz und Wasser heulte, einfach beschlossen, die «Sache», im übertragenen Sinn, selbst in die Hand zu nehmen und weiterzuleben. Inzwischen fühlt er sich zwar immer noch schwach, aber doch fast wie neu geboren. Ein gutes Gefühl – er wird sich nun zuerst einmal, vorab mit Bananen und Reis ohne jede Beilage, denn den Dünnpfiß hat er natürlich immer noch – wieder hochfüttern.

Sein Drogenhunger und seine Drogenneugierde sind vorläufig gestillt, und Max wird sich in Zukunft auf das gute alte Haschisch besinnen. Die Krankenzeit hat ihm offenbar geholfen, zu sich selbst zu finden, nachdem er durch seinen polytoxikomanen Drogenkonsum lange Zeit ziemlich ausser sich war. Diese Krankenzeit ist für Max übrigens nicht nur unangenehm: Er geniesst es manchmal fast, mit nur schwachem innerem Energiefeuer in diesem Zimmer zu liegen und durch die ebenerdigen glaslosen Fenster und die offene Tür in den Palmenwald zu schauen, der die Hütte umgibt. Rings bloss Geräusche der Natur, die fantastischen Wasserbüffel, die flinken schwarzen Schweine, die einem die Scheisse praktisch vom Hintern wegfressen. Das ist der Kreislauf der Natur, und Natur gehört zu der paradiesischen Seite von Goa – die gibts nämlich auch: neben den Wasserbüffeln und den scheissegessenden Goaschweine eine üppige Flora, durch die freundliche Babas zufrieden ihre Ochsenkarren lenken, unbeeindruckt von den Massen verrückter zivilisationsgeschädigter junger Leute aus aller Welt, die offenbar ein schlechtes Karma abzubüssen haben...

Max ist in seinem Palmendorf so krank, dass er einige Male beinahe den Löffel abgibt. Aber er hat deswegen seltsamerweise keine grosse Angst. Grosse Angst hat Felix eigentlich nur dann, wenn er nicht weiss, was es ist, wovor er sich fürchtet.

1998, Max ist inzwischen 43, möchte er noch einmal so richtig jung sein. Der Club «Supermarket» an der Geroldstrasse in einer ehemaligen Garage ist damals noch ein

nicht mehr ganz so geheimer Geheimtipp, ein ungeschliffener Rohdiamant. Max lässt sich von einem seiner indonesischen Bumskontakte in diesen Club mitschleppen. Es ist anfangs August, die heissesten Tage des Jahres sind angebrochen, Max hat ein paar Flaschen Bier getrunken und ein paarmal an einem Joint genuckelt, nichts Wildes also, aber plötzlich beginnt er wie verrückt zu tanzen, einen wahren Veitstanz legt er hin, vielleicht hat ihm jemand etwas ins Bier getan? Egal, egal, es ist geil,, so wild zu tanzen, Max ist wieder, ist immer noch jung, er genießt das Leben in vollen Zügen –

bis ihm plötzlich schwindlig wird und er in Zeitlupe wie ein Boxer zu Boden geht. Und eine süsse Ohnmacht ihn umhüllt resp. an einen paradiesischen Ort entführt, an dem sich alles ganz leicht anfühlt und er sich wie von einer schweren Last befreit erlebt –

bis ihn ein Schwall kaltes Wasser in die Welt des «Supermaket» zurückholt. Jetzt fühlt er sich plötzlich uralte. Sein Herz schmerzt, jedes Glied tut ihm weh. Und er ist so unendlich müde. Gleichzeitig empfindet er wie nie seine Fragilität: Todesnähe. Draussen dämmt der frühe Morgen. Die nächsten zwei Wochen verkriecht sich Max, immer einer Panikattacke nahe, in seiner Wohnung wie ein sterbendes Tier. Kaum jemals vorher hat er sich so elend gefühlt. Niemals mehr wird er behaupten, er sei noch einmal, er sei wieder jung.

Von der Bedrohung von Max durch den Crazyman in seiner Wohnung an der Höschgasse und dem anschliessenden

Stalking haben wir schon berichtet, ebenso von dem Sturz vom Velo, der Max vor die Reifen eines Lastwagens geworfen hat. Weitere Situationen wären zu erwähnen, quer durch alle Lebenszeiten: Fahrt in einem klapprigen Bus mit bekifftem Buschauffeur von Kalam nach Peshawar die Flanken des Karakorums in Pakistan runter; tollkühne nächtliche Fahrt mit einem klapprigen PW mit Sommerreifen fast ohne Felgen und einem bekifften Fahrer bei Schnee und Eis auf den Strassen in übersetzter Geschwindigkeit von Bern nach Genf und zurück; Gewitter und Steinschlag im Gebirge; Alkohol- und Drogenexzesse... Insgesamt darf festgestellt werden, das Max offenbar über eine ganz effiziente Truppe von Schutzengeln verfügt hat. Verfügt.

Aber wie lange noch? Andi hofft auf eine Art Ewigkeit: Forever young! Das scheint ihm auch wundersamerweise zu gelingen, er sieht auch mit 55 noch aus wie 35 oder eher 25. Aber Max? Irgendwann werden seine Schutzengel ihren Dienst wohl quittieren und in ihr Schatten- oder Lichtreich abtauchen bzw. hinaufschweben.

Anhang: Interview von Andi mit Max

Wo möchtest du leben?

In der Schweiz, weil ich die Schweiz kenne. In Indonesien, weil ich Indonesien inzwischen auch ein bisschen kenne. Dort, wo meine Freunde leben.

Was ist für dich das vollkommene irdische Glück?

Das vollkommene irdische Glück ist ein Moment, der schnell entwindet. Im Sinn von Goethe im Faust: «Werd ich zum Augenblicke sagen:/Verweile doch! du bist so schön!/Dann magst du mich in Fesseln schlagen,/Dann will ich gern zugrunde gehn!

Welche Fehler entschuldigst du am ehesten?

Alle Fehler, die nicht aus Böswilligkeit begangen werden oder geschehen sind.

Was ist für dich das grösste Unglück?

Das grösste Unglück wäre für mich, wenn durch meine Schuld ein geliebter Mensch ums Leben kommen würde.

Dein liebster Romanheld/deine liebste Romanheldin?

Einzelne Figuren aus Romanen machen für mich keinen Sinn ohne die anderen Figuren in diesem Buch, das gleiche gilt für Film und Theater. Und «Helden» in Romanen mag ich nicht sonderlich.

Deine Lieblingsgestalt in der Geschichte?

Gautama Buddha vielleicht? Oder Jesus? Politiker:innen? Am ehesten noch Franklin D. und Eleonor Roosevelt, über die ich kürzlich auf Arte eine Doku gesehen habe. Ihnen und dem trinkfreudigen Winston Churchill verdanken wir einiges. Man stelle sich vor, Typen wie Trump und Boris Johnson wären damals am Ruder gewesen? Keine Ahnung.

Deine Lieblingsheldinnen/-helden in der Wirklichkeit?

Wie gesagt, mit den Heldinnen und Helden habe ich es nicht so. Jede und jeder kann unter Umständen heldenhaftes Verhalten an den Tag legen und über sich hinauswachsen, was ihm oder ihr aber noch kein lebenslanges Heldentum verleiht.

Deine Lieblingsmalerin, dein Lieblingsmaler?

Ich kenne mich in der Malerei zu wenig aus, um dies zu beurteilen. Je nach Epoche und Stil wahrscheinlich verschiedene. Zum Beispiel Hieronymus Bosch, Rembrandt, Picasso, Edward Hopper.

Deine Lieblingsautorin, dein Lieblingsautor?

Je nach Epoche und Stil auch verschiedene. Cervantes Don Quichotte, Tolstois Krieg und Frieden, Dostojewskis Brüder Karamasow, Josef Roth, neuere Autorinnen und Autoren wie Karen Blixen, Magaret Atwood, T.C. Boyle, Dave Eggers, Richard Ford, Phillip Roth, Bret Easton Ellis, Karl-Ove Kanusgard, Julie Zeh, Thea Dorn usw. usf.

Deine Lieblingsmusik?

Rock und Blues. Grundsätzlich die Musik, die ich schon in der Pubertät geliebt habe. Man könnte also sagen: Mein Musikgeschmack hat sich nicht weiterentwickelt (Youtube sei Dank!). Oder: Diese Musik schafft es, die intensiven Gefühlslagen von damals erneut in mir hervorzurufen oder aus mir herauszulocken, was ich sehr genieße. Auf jeden Fall Pink Floyd: Und von dieser Band am liebsten «Shine on me Crazy Diamond».

Welche Eigenschaften weißt du bei einer Frau am meisten zu schätzen?

Grundsätzlich die gleichen wie bei einem Mann: Neugier, Intelligenz, Einfühlungsvermögen, Authentizität, Anmut.

Deine Lieblingstugend?

Offenheit, Toleranz, durchlässiges Denken.

Deine Lieblingsbeschäftigung?

Die Beschäftigung mit allen Aspekten des Lebens und mit allem, was meinen Horizont erweitert.

Wer oder was hättest du gern sein mögen?

Als Mensch: ein Rockstar. Als Tier: ein Vogel, ein Spatz vielleicht; oder doch eher ein Wolf? Eine Giraffe? Als Pflanze: eine Eiche; jedenfalls ein grosser dicker Baum.

Dein Hauptcharakterzug?

Dass ich keinen habe.

Dein grösster Fehler?

Mangelnde Detailverliebtheit, manuelles Ungeschick (obwohl das wohl eher eine Schwäche als ein Fehler ist). Harmoniesucht, Konfliktscheu, ausweichendes Verhalten, mangelnde Kampfbereitschaft, die sich als Gutmütigkeit tarnt.

Dein Traum vom Glück?

Da ich schon ziemlich alt bin: noch viel älter zu werden zusammen mit Andi, wenn möglich in guter geistiger Verfassung.

Was wäre für dich das grösste Unglück?

Jegliche Form der Immobilität; Gefangenschaft.

Deine Lieblingsfarbe?

Blau oder rot, ich kann mich nicht entscheiden.

Deine Lieblingsblume?

Die Lotusblume

Dein Lieblingsvogel?

Mehrere: Der Spatz, die Taube, der Rabe.

Deine Lieblingsnamen?

Max, Andi, Anna; generell Namen mit a.

Was verabscheust du am meisten?

Arroganz. Boshaftigkeit.

Welche geschichtlichen Gestalten verabscheust du am meisten?

Oh, unendlich viele. Die ganzen Nazitypen, Diktatoren, Autokraten, Tyrannen.

Welche Reform bewunderst du am meisten?

Die Abschaffung der Sklaverei, das Frauenwahlrecht, Reformen zur Abschaffung von rassistischen Privilegien und Diskriminierungen, soziale Reformen zur Abschaffung der Armut.

Welche natürliche Gabe möchtest du besitzen?

Handwerkliches Geschick, die Gabe zu singen oder ein Instrument zu spielen, die Gabe, mit Tieren zu sprechen.

Wie möchtest du gern sterben?

ich lass mich überraschen.

Deine gegenwärtige Geistesverfassung?

Immer wieder auf Überraschungen eingestellt.

Dein Motto?

In Giving I Receive.

Bist du sicher, dass dich die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn du und alle deine Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?

Das ist eine sehr hypothetische Frage, die sich kaum (ehrlich) beantworten lässt. Nein, sicher bin ich nicht. Ich glaube aber schon.

Warum? Stichworte genügen.

Dem Planeten ginge es wahrscheinlich besser, wenn das Menschengeschlecht aussterben würde. Trotzdem wünsche ich mir das ganz und gar nicht. Der Mensch ist eine zu spannende und überraschende Hervorbringung der Evolution, als dass mich sein Untergang nicht mit Wehmut erfüllen würde. Wenn es einen Gott gäbe, würde er sich ganz sicher nicht über den Untergang der Menschheit, seinem liebsten Sorgenkind, freuen.

Wem wärest du lieber nie begegnet?

Niemandem. Jede Begegnung, und sei sie noch so «negativ» gewesen, hat dazu beigetragen, dass ich heute der bin, der ich bin.

Weisst du dich einer Person gegenüber, die nicht davon zu wissen braucht, deinerseits im Unrecht und hasst du eher dich selbst oder die Person dafür?

Da ich im Moment niemanden hasse, erübrigt sich diese Frage für mich. Meine Psyche ist nicht auf dauerhaften Hass angelegt. Hassgefühle kommen und gehen, Schuldgefühle auch.

Möchtest du das absolute Gedächtnis haben?

Um Himmels willen, nein! Dass der Mensch vergesslich ist, macht psychohygienisch viel Sinn. Allerdings: Allzu vergesslich möchte ich auch nicht werden. Und schon gar nicht dement.

Wie heisst der Politiker, dessen Tod durch Krankheit, Verkehrsunfall usw. dich mit Hoffnung erfüllen könnte? Oder ist für dich keiner unersetzbar?
Ich glaube tatsächlich nicht, dass der Tod eines Politikers oder einer Politikerin je irgendein Problem gelöst hat und je eines lösen wird. Ich wünsche allen ein langes Leben und friedvolles Sterben. Vielleicht mit einer Ausnahme: Wäre Hitler getötet worden wäre das wahrscheinlich nicht schlecht gewesen für die Welt. Aber das ist Vergangenheit.

Wen, der tot ist, möchtest du wiederssehen?

Ein paar gute Freunde, die sich umgebracht haben. Ich möchte sie fragen, warum sie es getan haben.

Wen hingegen nicht?

Keine Ahnung. Niemanden, I guess.

Hättest du lieber einer anderen Nation (Kultur) angehört und welcher?

Nein, es reicht mir, von der Basis der Kultur aus, der ich angehöre, andere Kulturen kennzulernen.

Wie alt möchtest du werden?

Keine Ahnung. Ich möchte jedenfalls Andi den Schmerz ersparen, den ihm mein endgültiges Verschwinden zufügen würde. Da nehme ich lieber den Schmerz in Kauf, den mir sein endgültiges Verschwinden zufügen wird. Andererseits wünsche ich mir das natürlich ganz und gar nicht.

Wenn du die Macht hättest zu befehlen, was dir heute richtig scheint, würdest du es befehlen, gegen den Widerspruch der Mehrheit? Ja oder Nein.

Nein.

Warum nicht, wenn es dir richtig scheint?

Weil es sich schon morgen (oder gar heute) als falsch erweisen könnte.

Ich bin ja nicht allwissend.

Hasst du leichter ein Kollektiv oder eine bestimmte Person und hasst du lieber allein oder im Kollektiv?

Ich versuche, so wenig und so selten wie möglich zu hassen. Wenn schon, dann hasse ich sicher nicht Kollektive und auch nicht im Kollektiv.

Wann hast du aufgehört zu meinen, dass du klüger wirst – oder meinst du noch? Angabe des Alters.

Definiere Klugheit. Meine Neugierde und Lernbereitschaft hören hoffentlich in keinem Alter auf.

Überzeugt dich deine Selbstkritik?

Kommt drauf an. Manchmal ja, manchmal nein. Ich bin mir aber bewusst, dass auch ich einen blinden Fleck (oder sogar mehrere blinde Flecken) habe. Man kann ja nicht aus seiner Haut (und seinem Kopf) heraus.

Was, meinst du, nimmt man dir übel, und was nimmst du dir selbst übel – und wenn es nicht dieselbe Sache ist: wofür bittest du eher um Verzeihung?

«Man» nimmt mir gar nichts übel. Andi würde es mir übel nehmen, wenn ich illoyal wäre und ihn hintergehen würde. Das würde ich mir selbst genauso übel nehmen, wenn nicht noch mehr. Und natürlich würde ich um Verzeihung bitten, nur würde es wahrscheinlich nichts nützen.

Wenn du dir beiläufig vorstellst, du wärst nicht geboren worden:

Beunruhigt dich diese Vorstellung?

Wenn ich nicht geboren worden wäre, wäre auch niemand da, der das bedauern könnte. Diese Frage ist für mich too much Konjunktiv II.

Wenn du an Verstorbene denkst: wünschst du, dass der Verstorbene zu dir spricht, oder möchtest du lieber dem Verstorbenen noch etwas sagen?

ich würde dem Verstorbenen oder den Verstorbenen natürlich die grosse Menschheitsfrage stellen: Geht es nach dem Tod irgendwie weiter – und wenn ja, wie?

Liebst du jemanden?

Na klar. Ich liebe Andi sehr, er ist mir definitiv und unwiderruflich ans Herz gewachsen. Andere liebe ich vielleicht etwas flüchtiger. Aber ich kann viele lieben. Ich liebe definitiv lieber als dass ich hasse.

Und woraus schliesst du das?

Liebe ist ein Gefühl und eine Verpflichtung und kann rational nicht erklärt werden. Liebe ist etwas, das man gleichzeitig anderen und sich selber schenkt.

Gesetzt den Fall, du hast nie einen Menschen umgebracht, wie erklärst du es dir, dass es dazu nie gekommen ist?

Ich bin mir nicht bewusst, jemanden umgebracht zu haben, aber ich kann natürlich nicht ausschliessen, dass die eine oder andere Handlungs- oder Verhaltensweise von mir ein Nagel an jemandes Sarg eingeschlagen hat. Dass ich niemanden physisch umgebracht habe? Schicksal, Zufall, die Umstände, Glück? Ich habe glücklicherweise am eigenen Leib nie einen Krieg erlebt, womit ich zu einer Ausnahmegruppe gehöre.

Was fehlt dir zum Glück?

Eigentlich nichts; aber über eine Art der Anerkennung für meine schiffstellerische Arbeit würde ich mich natürlich sehr freuen.

Wofür bist du dankbar?

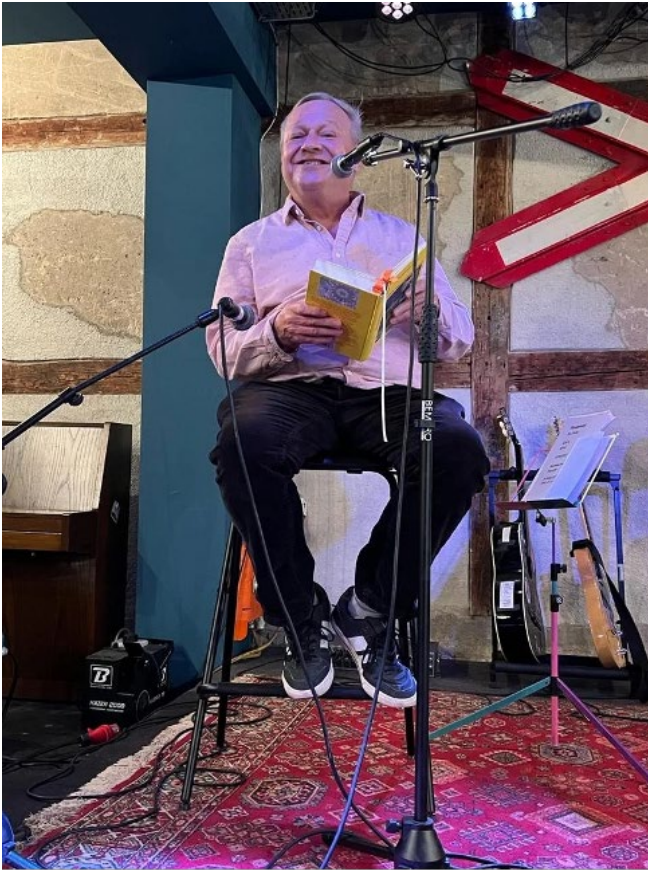
Für mein Leben und dafür, dass dieses Leben bisher meistens sehr erfüllt und interessant war.

Möchtest lieber gestorben sein oder noch eine Zeit leben als ein gesundes Tier? Und als welches?

«Ein gesundes Tier» ist eine eigenartige Vorstellung, da «Gesundheit» eine menschliche Kategorie ist, die meiner Ansicht nach nicht auf das Tierreich übertragen werden kann. Aber als Gedankenexperiment: Natürlich möchte ich lieber als Tier weiterleben als gestorben sein.

Vielleicht werde ich ja einmal als Tier weiterleben, wenn ich gestorben bin. Ich stelle es mir absolut magisch vor: Als Spinne ein Netz zu weben oder als Schlange eine Gazelle hinunterzuwürgen oder als Hund einem Stöckchen nachzujagen. Aber natürlich stellt sich mein menschliches Bewusstsein das vor, als reines Gedankenexperiment (und Tiere haben ja keine Gedanken. Oder doch?).

Die Fragen zu diesem Interview wurden inspiriert durch den Questionnaire von Marcel Proust und den Fragebogen von Max Frisch.



Über den Autor

Christian Urech (Jahrgang 1955), wohnhaft in Zürich (CH)/
Banjuwangi (Java, Indonesien) und arbeitet(e) als
Deutschlehrer, Journalist, Texter, Lektor und Korrektor. Er
ist der Verfasser von zahlreichen Sachbüchern für
Erwachsene und Jugendliche und gewann 1998 den

Schweizer Jugendbuchpreis für «Schräge Typen? Lebensläufe jenseits der Norm. Seit 1996 schreibt und publiziert auch erzählende Texte: Krimis (Kopps letzter Fall; Tod in Obstalden), Satiren (Misericordia City Blues: Die neuen Abenteuer des Don Quichotte und Sancho Pansa), Dystopische Romane (Die Felsenarena; Zombies wie wir), Essays (Mein Senf zu allem: Philosophische An- und Einwürfe) sowie autofiktionale Romane (Sugardaddy und Tigerboy). Auch sein neuestes Werk AndiMax ist ein autofiktionaler Text. Urech lebt seit 24 Jahren mit seinem indonesischen Partner zusammen.